This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

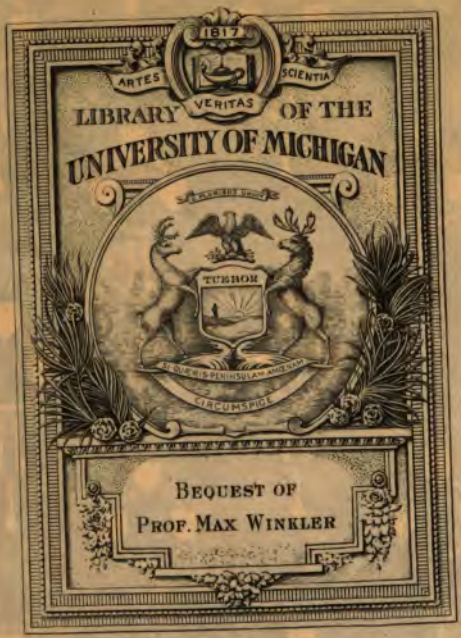
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



1817
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE
BEQUEST OF
PROF. MAX WINKLER

Herrn Prof. Winkler

vom Ver-

fasser gr.,

überreicht.

Oscar Almgren.

838
I 23r

Rosen und Dornen

Gedichte

von

Oskar Illing

1907

In Deutschland:
H. G. Wallmann,
Leipzig

In Amerika:
American Authors' Agency,
Dolgeville, N. Y.

Alle Rechte vorbehalten

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig-R.

Gift
Winkler Bequest
1-8-31

3-6-35 L.E.J.

Widmung.

Zieh aus, mein Lied, du sollst den Flug nun wagen
Aus Stubenhaft hinaus ins Sonnenlicht!
Ins weite Reich, wo Liederschöne spricht,
Sollst du des Herzens Rosengrüße tragen.

Und was daheim in trüb und lichten Tagen
Die Brust bewegt, in Tönen rein und schlicht,
Trag's in die Ferne und verzage nicht,
Dir wird dein Lohn, wo warme Herzen schlagen.

Heb deine Schwingen in die Luft empor,
Hin übers Meer, der Heimat zuzuschweben!
Im deutschen Land sich nie ein Sang verlor,

Der schlicht und wahr aus Liedermunde schied;
Denn in dir blüht und duftet deutsches Leben. —
Glück auf, zur Fahrt! Glück auf, mein deutsches Lied.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Widmung	III
Lieder	
Mein Vaterland	3
Es klingt ein Ton	4
Der Liebe Lied	5
Der Rose Tod	7
Heimatlos	8
Mütterchens Grab	9
Jagdlied	10
Amors Pfeile	11
Mein Glück	13
An meinem Grab	14
In der Heimat	15
Mein Lied	16
Der Sonnenstrahl	17
Röslein auf der Haide	18
Melita	19
Sie	20
Blaue Augen	21
Wanderlust	22
Nachtfriede	23
Das Streithorn schallt	24
Des Vögleins Sang	25
Vom Walde muß er kommen	27
Lenzstimmen	28
Frühlingsbrausen	28
Des Frühlings Nahen	33
Frühlings Einkehr	34
Wach auf	35
Maiseufzer	35
O schöner Mai	36
Im Mai	37
Nun laßt mich aus der Stadt hinaus	39
Das Erwachen des Lenzes	40
Mailied	42
Vorahnung	43
Auf goldnen Flügeln schwingt	43
Elegie	44
Herbstnahen	45
Es fällt das Laub	46
Weihnachten nahe	47
Zur Weihnachten	48
Ade	49
Am Todestage Schillers	50

Seite

Mein Liederstrauß . . 51
Des Liedes Erwachen . 52

Romanzen

Fortuna 55
Des Buren Kriegerwacht 60
Die Quelle 61
Thors Fahrt nach seinem Hammer 65
Die Entstehung der Welt und der Kreislauf der Erde 72
Der Kranich und der Pfau 75
Der Totenvogel . . . 78
Friedel und Gretel . . 80
Kosakensturm 81
Parias 83

Vermischte Gedichte

Die Liebe 135
Gefunden und verloren 136
Weihnachtsbilder . . . 137
Jugendfrühling . . . 144
Zum Vierten 146
Zum Arbeitertag . . . 147
Sylvesterphantasie . . 147
Das Gewitter 150
Sylvester 1900 . . . 152
Sinnfloskeln 154
Schneevöglein 155

Seite

Die moderne Lorelei . 156
Was hat der Robin nur 157
Wie kommt es . . . 159
Leben 161
Die Winterfalter . . 164
Seltsam 164
Welttod 165
Natur 166
Der Falter 167
Die Musen am Grabe Schillers 168
Die Dichterfee 175
Melancholia 176
Das Ideal 177
Rätsel 178
Die neue Zeit 179
Rosen und Dornen . . 180
Sonnenfunken 183
Die Nemesis 185
Die Hand 186
Der deutschamerikanische Dichterwald 188
Ein Kranz am Denkmal Hazen S. Pingrees . 190
Größenwahn und Streben 192

Humor und Satire

Dunst 197
Nicht 198
Auflehnung 199
Schöpfungsmär . . . 201

	Seite
? ? ? ?	202
Die Mär vom Fink	205
Dichterrache	208
Eine Diebin	208
Zerriſſen	210
Warum, wozu, für wen	210
Irrwiſche	211
Maiſtimmung	213
Naſſauer	213
Wie ſchade	215
Der Biergeiſt	216
Intereſſant etcetera	217
Sprüche	218
Parodieen	219
Alte Sprüchwörter in moderner Anwendung	221

Lieder

Mein Vaterland.

Germania! Beim Rauſchen deiner Eichen!
In Liebe denk' ich und in Treue dein.
Wo die Gebeine meiner Väter bleichen,
Da muß, bei Gott, mein deutſches Denken ſein!
Dir bleibt mein Herz in Treuen zugewandt,
Du liebes, deutſches, altes Vaterland.

Trägt durch die Welt auf des Gedankens Schwingen
Der Blitz die Kunde von den Völkern fort,
Wenn ſtimmenwirr die fremden Sprachen klingen,
Hör ich mit Stolz dein machtvoll deutſches Wort.
Dann ſchwellt's die Bruſt auf fernem Meeresſtrand —
Du großes, mächt'ges, altes Vaterland.

Nicht durch das Schwert haſt du die Welt bezwungen,
Sie beugt ſich deines Wiſſens Allgewalt,
Sie naht ſich dir mit tauſend Huldigungen,
Germania! Du ſchöne Hochgeſtalt!
Du führſt ſie ſtolz an deiner Forſcherhand,
Du herrlich, herrlich, altes Vaterland.

Doch's Vaterland, das teuerſte, das wahre,
Wo kühn die Freiheit ihre Tempel baut,
Biſt du allein, dem ich am Hochaltare
Der freien Wahl mich ſelber angetraut,
Das mich mit tauſend neuen Feſſeln band, —
Columbia! Mein neues Vaterland.

Du Freiheitsbraut, du herrlichſte von allen,
Du ſtolze Maid, die Fürſtengunſt verſchmäht!
Frei deine Banner über Freie wallen —
Wie ſtehſt du da in hehrer Majeſtät!
Dir ſchwör' ich ewig Treu mit Herz und Hand,
Columbia! Mein neues Vaterland.

Denn heilig ſei und heilig bleib die Erde,
Wo Völkerfreiheit ihre Heimat fand,
Hier an dem eignen, ſturmgefeiten Herde,
Da iſt des Freien wahres Vaterland.
Columbia! Du bleibſt im Kampf der Zeit
Mein Vaterland in aller Ewigkeit.

Es klingt ein Ton.

Es klingt ein Ton, der nimmer von mir ſchied —
Der Mutter ſchlichtes, ſüßes Wiegenlied,
So traumhaft heilig, wunderbar und traut,
Du jedem Herzen unvergeßner Laut.
Wie klingſt du ſchön in deiner Heiligkeit,
Du Schlummerlied aus längſt vergangner Zeit.

O ſüßer Ton, den uns die Mutter ſang,
Du, den die Kunſt zu Vollakkorden ſchlang,
Du wuchſeſt aus dem Herzen göttergleich
Zu Harmonien in der Töne Reich.
Und mächtig wieder klingſt du dort zurück,
Wo du entſtanden, göttliche Muſik!

Und wie im Meer vieltausendstimmig schallt
Der Quellen Lied, der Ströme Tongewalt,
So wogentief, und wie das Meer so weit,
Ist deiner Stimmen Klangunendlichkeit.
Und was uns heilig, göttlich, was uns hehr,
Birgst du, Musik, in deiner Töne Meer.

Hört, wie es klingt, wie ferner Sphärensang,
Gleich Harfen-, Lauten- und Posaunenklang,
Wie Orgelbrausen einer andern Welt,
Wie Harmonien aus dem Sternenzelt.
Musik, Musik! Dein heil'ger Tempel ist
Das Menschenherz, wo du entstanden bist.

Der Liebe Lied.

Sagt dir's zur Sommernacht der Philomele
Von Lust und Leid durchbebter Brautgesang,
Wenn dir bei ihrem Schluchzen weh die Seele,
Bei ihrer Lust sie jauchzend miterklang?
Singt sie das Lied, dem keine Lieder gleichen,
Auf dessen Schwingen wir zum Himmel steigen,
Das aus der Seele tiefsten Tiefen bricht:
Das hohe Lied, — der Liebe Tongedicht?
Sie singt es nicht.

Singt es der Quell, wenn bei der Lüfte Rauschen
Ihm süßverträumt das erste Lied entflieht,

Bis ihn, umhallt von grüner Wälder Rauſchen,
Zum fernen Strom ein mächtig Sehnen zieht?
Singt er das Lied vom erſten Morgenſtrahlen
Der Seligkeit, das keine Worte malen,
Das all dein Denken, all dein Hoffen ſpricht:
Das hohe Lied, — der Liebe Lenzgedicht?
Er ſingt es nicht.

Singt dir's der Sturm, wenn tobend ausgelaſſen
Er wild entfeſſelt ſeine Leier ſchlägt,
Und durch der Berge und der Täler Gaſſen
Der Klage Ruf hoch durch die Lüfte trägt?
Singt er das Lied, das noch kein Mund geſungen,
Das wetternd nur dir in der Bruſt erklungen,
Wenn's letzte Hoffen jach zuſammenbricht:
Das hohe Lied, — der Liebe Sturmgedicht?
Er ſingt es nicht.

Nicht Quell, nicht Sturm und nicht der Philomele
Von Luſt und Leid durchbebter Brautgeſang
Sagt dir im Lied, du Seele meiner Seele,
Was in der Bruſt allein für dich erklang.
Das alte Lied von ſel'gem Jugendhoffen,
Von Erdenglück, bis es der Schmerz getroffen,
Das Lied der Wonne, und vom Schmerz das Lied,
Das Herzen einte und auch Herzen ſchied, —
Ich weiß das Lied.

An meiner Bruſt, wo alle Töne rauſchen,
Das Sturmlied ſich mit Saitenklang verſchlingt,
Da magſt du, Einz'ge, dieſem Liede lauſchen,

Das weh und jauchzend nur für dich erklingt.
Komm, holde Maid, süß schlagen Nachtigallen,
Es rauscht der Wind durch grüne Waldeshallen,
Es braust der Sturm, zum Strom der Quell entflieht,
Ich lehre dich, was uns dein Sang verriet:
Der Liebe Lied.

Der Rose Tod.

Es stand eine Ros' im wilden Hag,
Da ging ich hin so manchen Tag
Und konnt nicht satt mich sehen.
So lieblich duftend, ach, so schön,
Hatt' nie ein Röslein ich gesehn,
Ich wollt' vor Lust vergehen,

Der Sommer floh, der Herbstwind kam
Und all die Lust ein Ende nahm,
Müd blieb die Rose hängen.
Und eines Tags beim Morgenrot,
Da war das schöne Röslein tot,
Da wollt' das Herz zersprengen.

Auf einem Friedhof still und klein,
Da liegt ein lieblich Mägdelein
Beschattet von Zypressen;
So schön war keine Rose nicht,
Wie dieses Mägdleins Angesicht, —
Nie werd' ich es vergessen.

Ach, daß auch ich gestorben wär,
Mein Lieb ist tot und ist nicht mehr,
Ruht in der kühlen Erde.
Und pflückt der Wind die Rosen ab,
Dann wünscht' ich, daß auch mir ein Grab
Auf jenem Friedhof werde.

Dicht neben ihr die Gruft mir grabt,
Bei ihr, die ich so lieb gehabt,
Will ich mein Leid versenken;
Blüht dann darauf ein Röselein,
Dann will ich noch im Grabe dein,
O totes Lieb, gedenken.

Heimatlos.

Mein ist ein Weh, das tief und groß,
Das mich noch nie verlassen.
Bin freudearm und heimatlos,
Ein Wandrer auf den Gassen.

Fast jedem Vöglein ist ein Haus,
Ein Maß von Glück beschieden,
Mich aber hat im Lebensbraus
Jed' Heimatglück gemieden.

Ach Mutter, liebe Mutter du,
Hast mir das Leid entbunden;
Mit dir ist meine Heimatruh
Und all mein Glück entschwunden.

Ich wandre, wie ich wandern kann,
Und irre auf den Gassen,
Ach, nur ein heimatloser Mann,
Von Glück und Ruh verlassen.

Mütterchens Grab.

An einem Grabe stand ich oft,
Ging mancher gleich vorüber,
Es stand darauf ein schlichtes Kreuz
Und Blumen blüten drüber.

Die Blumen hat der Wind verweht,
Das Grab ist längst verschwunden,
Und doch, wie oft schon hat mein Herz
Den Weg zu ihm gefunden.

Wie lang ist's her, wie lang, seit ich
Geweint an diesem Grabe,
Und drückt mich Leid, es weint der Mann
Dort heut noch wie der Knabe.

Und ist dem Schmerz und jedem Leid
Auch Maß und Zeit bemessen —
Es kann, wer früh sie hat entbehrt,
Nie Mutterlieb vergessen.

Jagdlied.

Die Büchse knallt, das Echo hallt
Den stillen Forst entlang,
Auffliegt der Aar vom Felsenspalt
Bei meinem Büchsensang.
Trara, trara, trali, tralei,
O edle Jägerei!

Es schwirrt das Huhn, ich folge nach,
Nicht acht ich Stock und Stein,
Bis es mein Rohr mit Donnerschlag
Gemacht zur Beute mein.
Trara, trara, trali, tralei,
O edle Jägerei!

Ich schieß das Häsleein auf der Flucht,
Den Habicht aus der Höh,
Das Wasserhuhn in schilf'ger Bucht,
Im tiefen Wald das Reh.
Trara, trara, trali, tralei,
O edle Jägerei!

Mit meiner Büchse schußbereit
Schweif ich durch Berg und Tal —
O schöne Urwaldeinsamkeit,
Ich grüß dich tausendmal!
Trara, trara, trali, tralei,
O edle Jägerei!

Amors Pfeile.

Der kleine Gott der Liebe ſann,
Ob ſein Geſchoß noch treffen tät,
Da fing ich gleich zu dichten an
Von Katharin und Margaret.

Katharin.

Die Welt iſt groß, o Katharin,
Voll eitel Sonnenſchein,
Doch wenn du, Schönſte, nicht darin,
Dann iſt ſie mir zu klein.

Die Welt iſt ſchön. Wie blüht der Tann,
Der Hag im Frühlingswehn!
Doch wenn ich dich nicht haben kann,
Dann iſt ſie nicht mehr ſchön.

Kath'rin, Kath'rin, voll Sang und Schall
Und voller Melodei
Wird erſt das große, ſchöne All
Wenn du mit mir dabei.

Das Blüh'n und Tönen nah und fern
Iſt ohne dich nur Schein.
Das macht, ich hab dich gar ſo gern!
Siehſt du denn das nicht ein?

Margaret.

Hin rollen Tage für und für,
Die Zeit vergeht,
Doch näher bringt mich keiner dir,
O Margaret!

Es flieht im Wechsel Jahr für Jahr
Und nichts besteht,
Doch meine Liebe bleibt fürwahr
Dir, Margaret!

Und ob es früh im Sonnenschein,
Ob abends spät,
In Sehnsucht denk ich immer dein,
O Margaret!

Fest wie ein Fels, den Wogenbraus
Und Sturm umweht,
Hält treu zu dir mein Herze aus,
O Margaret!

Willst du, wo Treue Jahr für Jahr
Um Liebe fleht,
Kaltherzig bleiben immerdar
O Margaret?

Komm, laß uns frei'n, wenn junggemut
Der Lenz ersteht!
Ich bin dir ja so gut, so gut,
O Margaret!

Mein Glück.

Ich ſucht' das Glück mein Leben lang,
Ich ſucht' es hier und dort,
Folgt' ſeiner Spur im Jugenddrang,
Es floh mich immerfort.
Da haſcht' ich ſeinen Mantelſaum
In lichter Lenzespracht,
Und fand es unterm Fliederbaum
In einer Maiennacht.

Es ſaß vor mir mit Augen tief,
Schön wie der Sonnenſchein,
Und meine ganze Seele rief:
O Glück, nun biſt du mein!
Ich hielt im Arm die holde Maid,
Und ſüßen Widerhall
Fand in der Bruſt, voll Luſt und Leid,
Das Lied der Nachtigall.

Sagt mir, ſteht wohl der Fliederbaum
Noch dort an jenem Ort?
Mein junges Glück, ich haſcht' es kaum,
Da war es wieder fort.
Sagt mir, tönt Nachtigallenlied
Noch ſüß im ſtillen Hag?
Seit die ich liebte von mir ſchied
Ich's nicht mehr hören mag.

Hab keine Ruh und Freude mehr,
Mich zieht, du falſches Glück,

All, all meinen Sinnen und Begehr
Zu dir, zu dir zurück.
Du haſt die Seele mir entzweit,
Weh mir, daß ich dich ſah!
O Glück, o Glück, wie biſt du weit,
Wie warſt du mir ſo nah!

An meinem Grab.

Ein ſchönes Lied müßt ihr mir ſingen,
Wenn einſt mich deckt die Erde zu,
Das muß wie ſtilles Weh erklingen
Mir nach in meine Grabesruh.

Die Wünſche, die die Bruſt getragen,
Der Traum von Glück, der mir geblüht,
Das müßt ihr mir in Tönen klagen
Mit einem letzten ſchönen Lied.

Und all die Sehnſucht und die Klage,
Die, ach, ſo oft mir weh getan,
Das ſtimmt am Ende meiner Tage
Noch einmal mir im Liede an.

Im Lied allein die Macht der Töne
Das Herz empor zum Lichte trägt,
Denn alles Süße, himmliſch Schöne,
Das hat ein Gott ins Lied gelegt.

Mein Grab, das muß auf einem Hügel
Vom Blätterwald umrauſchet ſein,
Und drüberhin ſpann ſeine Flügel
Lichtreiner, goldner Sonnenſchein.

Mit tauſend Roſen ſei geſchmücket
Glutfarbig rings der weiße Stein,
Denn was mir einſt das Herz berücket,
Das ſoll mich noch im Tode freun.

Und laßt die Gruft von Vöglein hüten
Im Sonnenglanz zur Maienzeit,
Dann will ich unter Licht und Blüten
Still träumen von der Ewigkeit.

In der Heimat.

In meiner Heimat ſteht ein grüner Wald,
Deſſ' Rauſchen einſtens meine Sehnſucht galt,
Dem ich gelauſcht, wenn's wunderſam und tief
Gleich Saitenlaut hoch in den Wipfeln rief,
Wo alles, was die Bruſt bewegt, ich fand,
Und der auch mich und meine Luſt verſtand.
Dort wohnt der Friede, dorten ruht man aus
Von allem Sehnen und des Lebens Braus.
Drum nur noch einmal, einmal möcht' ich gehn
Und, liebe Heimat, deine Wälder ſehn!

In meiner Heimat blaut ein Berg so schön,
Rings um ihn her die Wälder Wache stehn,
Auf dessem Haupt, vom Atherblau umsäumt,
Ich manches Glück der Ferne hab geträumt.
Wohl tritt er sanft hinaus ins wald'ge Tal,
Doch gipfelt kühn und fern im Sonnenstrahl
Er, der mir alle Wunder deutend sprach,
Als noch die Welt verheißend vor mir lag.
Zu ihm noch einmal hin, noch einmal gehn:
Noch einmal, Heimat, deine Berge sehn!

In meiner Heimat liegt ein Tal so traut,
Wie ich's so lieblich nimmermehr geschaut.
Drin fließt ein Bach, der vom Gebirge kam,
Der rauschte mir, was nie mehr ich vernahm;
Dort sang die Amsel, wenn das Spätrot blinkt,
Wie in der Fremde mir kein Vöglein singt.
In diesem Tal, am blum'gen Waldessaum,
Da möcht' ich träumen meinen letzten Traum.
Drum, Heimat, nur noch einmal möcht' ich gehn,
Und nur noch einmal deine Täler sehn!

Mein Lied.

Ich weiß ein wunderschönes Lied,
Noch keiner hat's gesungen,
Im Garten, wo der Flieder blüht,
Da ist es mir erklungen.

Lalala, lalala, die Melodie
Ist von der Nachtigall.
Der Frühling schrieb den Text für sie,
Lalala, lalala, damit es nie
Und nimmermehr verhall.

Es ist das Lied von Menschenglück,
Von Lust und Liebesdrängen,
Das einst des Schöpfers Sonnenblick
Uns schuf in süßen Klängen.
Lalala, lalala, das schöne Lied
Will mir nicht aus dem Sinn;
Ein unnennbares Sehnen zieht
Lalala, lalala, durch mein Gemüt
Nach diesem Glück mich hin.

Nicht Süßres hat man je gehört,
Drum muß es ewig klingen;
Es hat mir Herz und Sinn betört,
Voll Weh möcht es zerspringen.
Lalala, lalala, o süßes Leid,
Du klingst wie Himmelsruh
In aller deiner Lieblichkeit, —
Lalala, lalala, zur Rosenzeit
Wie Liebestraum mir zu.

Der Sonnenstrahl.

Woher, wohin, o Sonnenstrahl,
Was soll dein heller Schein?

Ich wandre durch den Himmelssaal,
Leucht dir ins Herz hinein.
Lach dir ins Herz hinein, haha,
Wär' ich nicht, wär es dunkel da,
Haha, lala, lala.

Wer schickt dich aus, wer fängt dich ein,
Aus was bist du gemacht?
Mich strahlt der hellste Edelstein,
Mich hascht die Sternennacht.
Aus lauter Liebesglück, haha,
Bin ich gemacht, du weißt es ja,
Haha, lala, lala.

Nun sag mir noch, o Sonnenstrahl,
Wozu bist du, warum?
Damit es licht wird überall
Und grün, frag nicht so dumm.
Damit, — damit, — damit, — haha, —
Du sehen kannst von fern und nah
Dein Liebchen, — hahaha!

Röslein auf der Heide.

Ich weiß ein Röslein blühn,
Ach, das ist wunderschön!
's Röslein so lieb und hold
Lieb ich so sehr.

Drang gleich der Stachel ſein
Tief in das Herz mir ein,
Lieb ich's doch immer mehr,
Lieb es allein.

All mein Begehr und Sinn
Zieht mich zum Röslein hin.
Röslein, ach Röslein ſchön,
Dir bin ich gut.
Wär' ich ein Gärtnerknab',
Pflückt' ich dich, Röslein, ab,
Trüg dich auf meinem Hut
Treu bis ans Grab.

Röslein, o Röslein fein,
Nimmer vergeß ich dein,
Träum oder wache ich,
Denk' ich an dich.
Bin ich einſt kalt und tot,
Röslein, ach Röslein rot,
Denk' ich im Grabe dein,
Röslein, allein.

Melita.

Lächelnd haucht's der Lenz aus tauſend Düften,
Lächelnd jedes Blümlein auf der Flur;
Lächelnd jedes Gräslein, das aus Grüften
Neuerwacht vom Pulsſchlag der Natur;

Leuchtend predigt es der Sonnenſtrahl
Und die Blüte ſtrahlt's in ſanftem Glühen,
Vöglein jubeln es auf Berg und Tal
Und die Wolken künden's, die von dannen fliehen!
All das Sehnen, das im Flammentriebe
Lodernd durch die durſt'ge Seele zieht,
All das Hoffen, das in heißer Liebe
In der Bruſt für dich, Melita, glüht;
Denn mein Glück, mein Leben, meine Augenweide,
Meine Ruh,
Und mein Frühling, meine Luſt und Herzensfreude,
Ach, Melita, das biſt du!

Sie.

Gar viele viele Röslein ſchön
Siehſt du im Garten prangen,
Jedoch die allerſchönſten blühn
Dem Liebchen auf den Wangen.
So purpurn, lieblich, zart und fein
Blühn keine andern Blümelein.
Und darum, darum immermehr
Sind dieſe Röslein mein Begehr.

Es lacht im Mai auf Flur und Au
Die ſonn'ge Atherferne,
Doch herrlicher wie Himmelsblau
Strahl'n Liebchens Augenſterne.

So tief, ſo rein, ſo blau, ſo klar
Iſt ſelbſt der Himmel nicht fürwahr.
Und darum, darum immermehr
Sind dieſe Auglein mein Begehr.

O weh, o weh, ſeit ich geſchaut
Dies Roſengold der Wangen,
Die Augen, da der Himmel blaut,
Hat ſie mein Herz gefangen.
Und gibſt du mir nicht bald zurück
Den Raub, dann iſt dahin mein Glück.
Und darum, darum immermehr
Biſt, herz'ge Maid, du mein Begehr.

Blaue Augen.

Du haſt mir's Herz geſchlagen
In ſüßen Liebesbann,
Mit deinen blauen Augen,
Haſt du mir's angetan.

Von deinen blauen Augen,
Da iſt der Sonnenſchein
Der Liebe mir gedrungen
Tief in das Herz hinein.

Nun ſchlägt das Herz für zweie,
Nicht mehr für mich allein,
Von achtzig warmen Schlägen
Sind neunundſiebzig dein.

Wo's lichtlos war und trübe
Auf öder Lebensbahn,
Da ſcheint und blüht es wieder —
Und das haſt du getan.

Wanderluſt.

Die Welle rauſcht zum fernen Meer,
Es zieht vor ihr die Wolke her.
Es bleibt die Sonne nimmer ſtehn,
Es treibt ſie um die Welt zu gehn.
So treibt's auch mich aus engem Haus
Fort in die weite Welt hinaus.

Fern nach dem Süd das Vöglein flieht,
Wenn herbſtlich Blatt für Blatt verglüht,
Und wieder heim ins nord'ſche Tal
Lockt es der Frühlingsſonnenſtrahl.
So drängt's auch mich wie's Vögelein
Ins ferne Sonnenland hinein.

Das Bahnroß fiebert durch das Land
Weit über Strom und Felſenwand,
Und hoch im Äther kreiſt dahin
Der Lüfte Fürſt mit freiem Sinn.
Gern möcht' ich mit, gern möcht' ich fort,
Weit, weit hinweg, von Ort zu Ort.

Vom Berge ſtürzt der Bach geſchwind
Und in den Wipfeln ſauſt der Wind,
Kein Rad ſteht ſtill, kein Hauch bleibt ſtehn,
Und ſelbſt die Erde muß ſich drehn.
So ohne Raſt und ohne Ruh
Treibt's mächtig mich der Ferne zu.

Die Stunde kommt, die Stunde weicht,
Der Morgen tagt, das Spätrot bleicht.
Es ſinkt das Jahr ins Meer der Zeit,
Und fernher naht die Ewigkeit.
Drum lebt auch in der Menſchenbruſt
Die ewig junge Wanderluſt.

Nachtfriede.

Müde will der Tag ſich neigen
Und die Sonne iſt nicht mehr,
Träumend kommt in heil'gem Schweigen
Nun die hehre Nacht daher.
Weiße Nebelſchatten
Steigen aus den Matten,
Hüllen Berg und Land
In ein Schlafgewand.

Und der Traumgott regt's Gefieder
Fernab in den Atherhöhn,

Auf dem Mondſtrahl ſteigt er nieder,
Denn die Welt will ſchlafen gehn.
Seine Schleier wallen
Durch des Himmels Hallen,
Leis ſein Mantel fällt
Auf die ſtille Welt.

Wie der Abglanz ew'ger Stille
Naht ſie auf der Spur der Zeit,
Nächtlich in der Dämmrung Hülle,
Sie, die große Einſamkeit.
Süße Schlummerlieder
Singt die Nacht uns wieder,
Sendet Fried und Ruh
Allen Herzen zu.

Das Streithorn ſchallt.

Das Streithorn ſchallt, der Sturm erbrauſt,
Den blanken Stahl nun in die Fauſt!
Bald brüllt die Schlacht, marſch, marſch, voran!
Im Kampfesglühn erſtarkt der Mann.
Im Donnergraus und Ungewittern
Soll um uns her die Welt erzittern!
Hurra!

Das Banner hoch, mit Eiſen ſpricht
Im Völkerkampf das Weltgericht.

Im Tatensturm die Welt erwacht,
Wenn's wild aus tausend Schlünden kracht.
Wenn's Eisen klirrt und Bomben knallen,
Im Mord der Schlacht die Männer fallen.
Hurra!

Zum Feind hinan! Heraus der Mann!
Es tobt der wilde Ozean!
Wo frei im Meer die Woge braust,
Da treff ihn unsre Panzerfaust.
Es soll, bei Gott, in grimmen Wettern
Der Freie Knechte niederschmettern!
Hurra!

Des Vögleins Sang.

Ein Vöglein sang, — es war im Mai
Und alles stand in Blütenpracht, —
Ein Lied so wundersam, als sei
Der Sang vom Herrgott selbst erdacht.
Das klang so lieb und heiter —
O Vöglein, singe weiter!

Es saß allein auf schwankem Zweig,
Ringsum die tiefste Waldesruh,
Die Blümlein neigten sich zum Steig
Und alle Bäume hörten zu;
Denn festlich klang's und heiter —
O Vöglein, singe weiter!

Es hielt der Wind den Atem an,
Der's oben in den Wipfeln hört,
Das Vöglein hat's ihm angetan,
Der süße Sang hat ihn betört,
Bald wehmutsvoll, bald heiter —
O Vöglein, singe weiter!

Denn was die Liebe Süßes beut
Und im geheimsten Sehnen klagt,
Das hat in aller Lieblichkeit
Dir dieser Vogelsang gesagt,
So tiefgeheim und heiter —
O Vöglein, singe weiter!

Und was in freiem Liebesdrang
Der kleine Sänger sich erkor,
Das quoll im feierlichen Klang
Aus dieser Vogelbrust hervor,
So rein, so hell, so heiter —
O Vöglein, singe weiter!

Und darum es so gottgeweiht
Durchs große wald'ge Schweigen schallt,
Weil seines Sanges Innigkeit
Dem Weibchen auf dem Neste galt.
Und innig, lieb und heiter,
So sang das Vöglein weiter.

Vom Walde muß er kommen.

Vom Walde muß er kommen,
Da hab' ich ihn belauſcht,
Dort hab' ich es vernommen,
Wenn's in den Zweigen rauſcht.

Er hat in Millionen
Von Knöſplein ſich verſteckt,
Und will dort träumend wohnen,
Bis ihn Frau Sonne weckt.

Und wenn der Lichter Funkeln
In ſeine Kammer fällt,
Da ſpringt er aus dem Dunkeln,
Und grün wird alle Welt.

Dann ziert der Blütenſchleier
Sein grünes Prachtgewand,
Und aus dem Wald zur Feier
Geht er durchs weite Land.

Dann rauſchen laut die Bronnen,
Dann jauchzt der Vöglein Chor,
Dann hebt zum Licht der Sonnen
Sich Lied um Lied empor.

Dann webt ſich aus Akkorden
Die große Melodei:
Wie iſt's ſo grün geworden,
Das iſt der ſchöne Mai!

Lenzſtimmen.

Wo bleibt der Lenz? Die Knoſpen zagen
Nach Sonnenkuß und Vogelſang.
Und durch die Schöpfung geht ein Fragen:
Wo bleibt der Lenz, ſo lang, ſo lang?

Viel tauſend Schmetterlinge träumen
Von Blütenduft und Sonnenſchein.
Komm ſchnell, wie lange willſt du ſäumen?
Komm, ſchöner Frühling, ſtell dich ein!

Durch Flur und Auen geht ein Beben,
Ein Sehnen regt ſich weit und breit,
Der Weinſtock ruft nach ſeinen Reben,
Der Wald nach ſeinem Blätterkleid.

Das Vöglein lockt, die Blumen lauſchen,
Hoch obenhin die Wolke zieht,
Es ſingt der Quell in leiſem Rauſchen
Sein wunderſüßes Wellenlied.

Und meine Bruſt, ſie ſollt' nicht ſingen,
Wenn widerhallt im Lenzesdrang
Der Ruf im tauſendfachen Klingen:
Wo bleibt der Lenz ſo lang, ſo lang?

Frühlingsbrauſen.

Es ging der Frühling, frei der Banden,
Frühmorgens durch die ſtille Flur,

Noch war kein Gräslein auferſtanden
Vom Grabesſchlummer der Natur.
Noch klang kein Lied und keine Lerche
Hob hoch ſich in die Höh empor,
Nur drüben von dem Haupt der Berge
Brach hell des Frührots Strahl hervor:

„Frühling, du Säumer,
Du lieblicher Held,
Du lockiger Träumer,
Erwecke die Welt!
Hab mich zu Dienſten
Dir wieder geſtellt.
Erwecke vom Schlummer
Die träumende Welt!“

Da haſcht der Lenz den Strahl der Höhe
Und ſprach: „Du ſollſt mein Sendling ſein,
Du Urſprung alles Werdens, gehe
Und ruf mir meine Harfner ein.
Ruf die Zephire, ruf die Bronnen,
Ruf alles, was die Laute ſchlägt,
Ruf alles, was im Licht der Sonnen,
In Lüften und im Meer ſich regt“.
Und's geht des Lichtſtrahls leiſes Fragen
Durchs weite All, die Lüfte tragen
Im Widerhall das Mahnen ſchnell
Von Ort zu Ort, von Stell' zu Stell'.

Da hebt ſich an ein heimlich Fließen,
Gleichwie ein fernes Sichergießen

Aus jungem, neuem Lebensquell.
Wie Rinnen, Rieſeln, leiſes Rauſchen,
Halb Raunen nur und halb ein Lauſchen,
Wie Regen tiefverborgner Kräfte,
Wie Quellen neuer Lebensſäfte,
Ein Schmelzen, Schwinden, Lockerwerden,
Ein Löſen weit und breit auf Erden.
Es taut! Es wallt durchs Wolkental
Siegmächtig durch der Sonnenſtrahl!
Es taut auf Tälern, Triften, Flüſſen,
Es hebt ſich hoch der Erde Bruſt,
Und höher, unter Sonnenküſſen,
Ihr Buſen ſchwellt in neuer Luſt.

Vom Walde kommt der Wind geflogen
Mit Will' und Wollen mehr und mehr,
Und weht die Wolken, weht die Wogen
Mit Wag' und Wuchten vor ſich her.
Da wächſt das Tönen und das Toſen,
Wälzt ſich weltein und himmelauf,
Wie Waſſerſchwall am uferloſen
Gewalt'gen Weltmeers Wogenlauf.
Der Quell macht ſchnell an felſ'ger Stell'
Die Augen auf und ſchaut bergab,
Er jauchzt, er ſpringt und jubelt hell
Und jagt im Jugendlauf hinab.
Der Bach bricht brauſend, ſonder Banden,
Vom Berge nieder wilder Luſt,
Und wirft ſich über Klipp' und Kanten
Dem Strome jauchzend an die Bruſt.

Der zieht mit Rufen und mit Rollen
Wildrauſchend über Wieſ' und Wehr,
Und wälzt die weißen Eiſesſchollen
Mit Mög' und Macht zum fernen Meer.

Und es vernimmt, was tief im Schoße
Der Mutter Erde lebt und lauſcht,
Wenn's leiſe erſt, dann mit Getoſe
Laut aus den Lüften niederrauſcht.
Aus Schluchten, Schleuſen und aus Schlünden,
Vom höchſten Grat, aus tiefſten Gründen,
Da bricht mit Allgewalt hervor
Des Frühlings mächt'ger Donnerchor.

Und höher ſchwillt's wie Oſterklingen,
Wird lauter, ſtärker fort und fort,
Bis daß ſich traun die Töne ſchwingen
Zum welterſchütternden Akkord.
Und wie der Orgel mächtig Schallen
Mit Schüttern durch den Dom ertönt,
So durch der Schöpfung Tempelhallen
Das große Frühlingsbrauſen dröhnt.
Das dringt bis zu den höchſten Spalten,
Und dröhnt der Erde Leib entlang,
Und klingt in den geheimſten Falten
Der Menſchenſeel' im Echoklang.
Da öffnen ſich der Gräber Gaſſen,
Und die Gebirge zitternd ſtehn,
Wenn tief hinein in Gruftgelaſſen
Der Ruf erſchallt zum Auferſtehn:

Wacht auf! Es webe,
Es lebe, was war,
Es wachſe und hebe
Dem Lichte ſich dar.

Es kreiſe und ſteige
Der Saft wurzelauf
Zum Stamme, zum Zweige,
Zum Geblätter hinauf.

Es grüne, es blühe
Geranke, Geflecht,
Zum Leben erglühe
Der Roſen Geſchlecht.

Geblüm und Gewinde,
Gewipfel, Geſträuch,
Es ſchwing ſich geſchwinde
Ins lebende Reich.

Es keime, es ſprieße
Auf Gebirge und Hain,
Es quelle, es fließe
Aus Geklüft und Geſtein.

Es ſchalle und halle
Geſchmetter, Getön,
Gejubel, Gewalle,
Gejauchze, Gedröhn.

Es woge, es werde,
Was ferne, was nah, —
Wach auf, o du Erde!
Der Frühling iſt da!

Des Frühlings Nahen.

Hoch vom Olymp da tönt im Weckruf nieder
Wie leiſer Saitenſchlag ein ſchönes Lied.
Und's weite All ertönt vom Rufe wieder,
Es weckt des Echos ſüßgeheime Lieder
Die Luſt, die in der Bruſt erglüht.

Vom ſchönen Süd iſt es heraufgezogen,
Es hat der Sonnenſtrahl das Lied gemacht,
Es widerhallt und klingt am Himmelsbogen
Die Luſt, die uns ein Gott erdacht.

Am Born der Jugend ſchöpft in Melodien
Allvater uns ein neues Paradies.
Wie Morgenröte tagt's in Harmonien;
Die Seele fühlt im ahnenden Erglühen
Die Luſt, die uns das Glück verhieß.

Vom Werdekuß erblüht im neuen Sprießen
Wie Sonnenſchein des Herzens Auferſtehn,
Der Quell der Lieb' wird ſich verjüngt ergießen,
Der Strom der Luſt all' Kreatur umſchließen —
Es naht im Lied des Lenzes Wehn.

Frühlings Einkehr.

Sonnig Lächeln, Frühlingsbeben,
Heimlich Regen, Werbeluſt!
Tauſend Blümlein keimt das Leben
Wieder in der Menſchenbruſt.

Lieblich Sprießen, ahnend Drängen,
Knoſpenſpringen, Lenzeswehn!
Eine Welt in Oſterklängen
Will im Herzen dir erſtehn.

Roſen treibt der Liebe Morgen,
Tulpen küßt die Hoffnung wach,
Blaue Veilchen blühn verborgen
Keuſch des Herzens Sehnen nach.

Triebe ſproſſen, Knoſpen ſchlagen,
Grünend bricht der Lenz herein.
Blühe, blühe, ſchönes Tagen
Leuchtend uns ins Herz hinein!

* * *

Brauſt daher auf Sonnenroſſen
Frühling durch des Winters Nacht,
Schließt ſich ihm die ſtarre Erde
Bräutlich auf in grüner Pracht.

Vor ihm her auf Wolkenbahnen
Flieht beſiegt der finſtre Tod,
Knoſpen bricht in Millionen
Küſſend auf das Morgenrot.

Lichtes Sonnenleben flutet
Über Berge, Wald und Tal,
Aus den Grüften bricht das Werden
Neu hervor im Lenzesstrahl.

Wach auf!

Nun will ich wieder meine Harfe schlagen,
Itzt laut und voll in Jubelmelodien.
Es zieht bekränzt auf seinem Sonnenwagen
Der schöne Frühling in die Lande ein.

Wach auf, mein Lied! Die Flammenrosse tragen
Der Auferstehung hehren Widerschein
Durch alle Welt. Nun muß ein Ostern tagen
Der Kreatur im finstern Grabesschrein.

Wach, Erde, auf! Denn deine Bande brachen.
Schmück dich zur Feier, du entlaubter Hain!
Wach auf, mein Herz! Wach auf und laß dein Klagen,
Es zieht der Frühling in die Lande ein!

Maiseufzer!

Der Mai ist da, der Himmel lacht,
Die Bäume stehn in Blütenpracht,
Der Flieder duftet und den Hain
Umflutet goldner Sonnenschein.

Wie Träume ziehn am Himmelszelt
Die Frühlingswölkchen durch die Welt.
Das Bächlein rauſcht, der Wald erklingt,
Froh im Gezweig das Vöglein ſingt;
Den Veilchen küßt die Auglein wach
Der ſchöne Mai auf Feld und Hag.
Vom Blumenkelch am grünen Hang
Stiehlt's Bienchen ſeinen Honigtrank,
Von Stimmen ſüß, von Farben bunt
Erhallt, erſtrahlt das Erdenrund.
Allüberall iſt Wonnezeit,
Allüberall die Freude weilt. —
Was nützt mir all die Herrlichkeit,
Wenn ſie kein Liebchen mit mir teilt?

O ſchöner Mai.

Was iſt ſo ſchön, wie du, o Mai,
Wenn alles voll in Blüte ſteht,
Und jung, in ſüßer Träumerei,
Der Frühling durch die Lande geht?
Wenn's grüne Pracht und Zweige malt,
Wenn blumig all das Rund erſtrahlt,
Der Poeſie Allwalten zieht
In jedes Hälmlein, das da blüht,
In jedes Knöſplein, das da lauſcht,
Wenn's oben in den Wipfeln rauſcht —

Wenn's sproßt und knospet, tönt und singt,
Wenn liederneu das All erklingt,
Von jedem Ton die Menschenbrust
Beseligt bebt in neuer Lust,
Wenn von dem blauen Bergeswald
Der Ferne süßer Lockruf schallt,
Wenn Lenzeskuß in Maiennacht
Der Erde bräutlich Sehnen sacht,
Wenn 's Bächlein rauscht, das Täublein girrt,
Die Wachtel über Felder schwirrt,
Und wenn der Nachtigallen Lied
Mir wonnig durch die Seele zieht. —
Im Mai, wenn lau die Lüfte wehn —
Herrgott, wie ist die Welt so schön!

Im Mai.

Zur wunderschönen Maienzeit
Da kommt's mich seltsam an:
Mir ist, als ob ich weit und breit
In all der grünen Herrlichkeit
Eins nimmer finden kann.

Die Blümlein duften auf der Au,
Das Vöglein singt im Hag,
Die Sonne glänzt im Atherblau,
Es blüht und tönt, wohin ich schau,
Wohin ich hören mag.

Im Walde rauſcht der Bach zu Tal,
Still träumt der dunkle Tann;
Die Wolken ziehen allzumal
Fernab — mich lockt der Sonnenſtrahl!
Da kommt's mich ſeltſam an.

Denn nun, wenn's Füllhorn ſeiner Luſt
Uns heut der grüne Mai,
Dann tönt's aus tiefſtem Grund der Bruſt,
Da mahnt und ruft es unbewußt,
Wie wehe Melodei.

Sagt nicht, das ſei der Liebesdrang,
Der knoſpenneu erſteht,
Des Hoffens Wehn, der Freude Klang,
Ein Lockruf, den die Sehnſucht ſang,
Der bald vergeht, verweht.

O nein, ſo deutet ihr es nicht,
Das große Menſchenweh,
Das bald in zarten Tönen ſpricht,
Bald wie der Sturm die Woge bricht,
Mir folgt, wohin ich geh'.

Das iſt ein längſt verblühter Tag,
Ein längſt verklungnes Lied,
Ein Lenz, der nimmer kommen mag,
Das Glück, das einſt auf Flur und Hag
Auf immerdar uns mied.

Nun laßt mich aus der Stadt hinaus.

Nun laßt mich aus der Stadt hinaus,
Fort aus den ſtaub'gen Gaſſen!
Laß mich in deinem Tempelhaus,
Natur, das Leben faſſen.

Im Walde, wo dein Odem weht,
Wo grüne Wipfel rauſchen,
Wo keine tote Mauer ſteht,
Da möcht' ich deiner lauſchen.

Wo deine Bronnen friſch und klar
Aus Bergeskammern ſpringen,
Wo Sonnenkuß den Lenz gebar
In tauſendfachem Klingen,

Am Sturzbach, wo es farbenlicht
Blüht im geheimen Walten,
Wo Veilchen und Vergißmeinnicht
Die Blumenwache halten,

An Bergesbruſt, im Tannenhag,
Am Quell, dem liederſüßen,
Wo feierlich den jungen Tag
Im Chor die Amſeln grüßen,

Wo ſüßer Friede ſich vermählt
Mit lauten Jubeltönen,
Wo nimmer Menſchenzank mich quält,
Noch Menſchenneid und Höhnen,

Dort zieht's mich hin, dort möcht' ich sein,
Schon blühn am Hang die Reben —
Ach, gebt mir Sang und Sonnenschein, —
Den Wald mit seinem Leben!

Das Erwachen des Lenzes.

Ein Knösplein war gesprungen
Am Aste über Nacht,
Ein Vöglein hat gesungen —
Da ist der Lenz erwacht.

Da hat er wie im Traume
Die Augen aufgetan,
Da fing es rings im Raume
Zu blühn und klingen an.

Ein Wams aus grüner Seide
Und blauer Garnitur
Holt hurtig er zum Kleide
Sich von der jungen Flur.

Dann steckt er in die Locken
Sich tausend Blümelein
Und ging dann mit Frohlocken
Ins weite Land hinein.

Am Quell, an Waldeshängen,
Da blies er die Schalmei,

Und rief mit ſüßen Klängen
Den holden Mai herbei.

Der kam herab geflogen
Auf goldnem Sonnenſtrahl,
Und iſt mit ihm gezogen
Weit über Berg und Tal.

Mit Sonnenkuß am Morgen
Und mit Schalmeienklang,
Weckt er, was tief verborgen
Nach Licht und Liebe rang.

In Wipfeln und im Mooſe
Ein Werben ums Gemahl,
Und ſelbſt die keuſche Roſe
Gewann der Sonnenſtrahl.

Ein Freien allerwegen,
So weit der Himmel blaut!
Es gab der Mai den Segen,
Der Lenz hat ſie getraut.

Dann blies er von Gezweigen
Und blum'gem Bergeshang
Noch ſelbſt den Hochzeitsreigen
Wohl Tag und Nächte lang.

Als ſei es Sabbat worden
Auf Wald und Flur und Feld,
In Farben und Akkorden
Erſtrahlt, ertönt die Welt.

O holder Lenz, verweile!
O bleibe, ſchöner Mai!
Ach, daß ſie nie enteile,
Die Zeit der Träumerei!

Mailied.

Blau glänzt des Himmels Zelt,
Begrünt iſt Berg und Tal,
In Gottes ſchöne Welt
Lockt mich der Sonnenſtrahl.
Juvivallerallera.

Komm, Maid, hinaus zum Hain,
Gar bald der Jasmin blüht,
Laß uns zuſammen ſein,
Eh unſre Jugend flieht.
Juvivallerallera.

Dort, ach, im Waldrevier,
Fernab im Roſenhag,
Sag' ich in Liedern dir,
Wie ich dich leiden mag.
Juvivallerallera.

Horch! Wie der Sproſſer ſchlägt
Süß dort in Waldesruh,
Flüglein des Windes trägt
's Lied ſeinem Weibchen zu.
Juvivallerallera.

O Zeit voll Liedgetön,
O Zeit voll Melodei,
Feinslieb, wie ſchön, wie ſchön
Iſt doch der goldne Mai!
Juvivallerallera.

Vorahnung.

Schon gilbt ein Blatt am Baum,
Schon glüht ein Blatt im Hag.
Wie Schwermut klagt's, und bald
Verdorrt es fallen mag.
Ein leiſer Laut von Schmerz
Klingt durch der Lüfte Reich,
Und rauher fährt, mich dünkt,
Der Wind durch das Gezweig.

Auf goldnen Flügeln ſchwingt.

Auf goldnen Flügeln ſchwingt
Der Herbſt ſich in das Land,
Auf Flur und Hain verklingt
Der Vöglein Liederſang.
Des Todes Ahnen bebt
Durchs matte Laub und webt
Der Klage Schmerz und Luſt
Noch tief mir in die Bruſt.

Hinaus ins bunte Grün,
Hin in den farb'gen Wald,
Hinein ins Todesglühn
Drängt's mich mit Allgewalt.
Des Bergbachs toſend Lied
Hin in die Flut mich zieht,
Lockt, ſpricht: In meiner Flut
Kühlt ſich der Sehnſucht Glut.

Und leiſe klagend ſtreicht
Der Wind durchs Stoppelfeld,
Und's letzte Blümlein bleicht
Und's letzte Hälmlein fällt.
Die letzte Hoffnung ſtirbt,
Wenn Tod um Leben wirbt;
Der letzte Seufzer quillt,
Der all mein Sehnen ſtillt.

Elegie.

Geſtern noch die Welt ſo grün,
Heute halb verblaßt und leer,
Heute noch die Roſen blühn,
Morgen ſchon ſind ſie nicht mehr.

Geſtern klang's aus Vogelbruſt
Jubelnd noch auf Feld und Flur,

Heute iſt verſtummt die Luſt,
Morgen bleibt die Klage nur.

Geſtern noch im Sonnenſtrahl
Schwebt der Falter bunter Chor,
Morgen fliegt zum letzten Mal
Nur noch welkes Laub empor.

Geſtern, geſtern Sommerpracht,
Heute trübes Herbſteswehn,
Morgen mag in kalter Nacht
Rauher Winterſturm erſtehn.

Geſtern noch die Welt ſo grün,
Heute bald verblaßt und leer, —
So im ſteten Wechſel ziehn
Luſt und Leid, o Menſch, daher.

Herbſtnahen.

Kaum iſt des Sommers Duft verflogen,
Kaum, daß die Roſe iſt verblüht,
Da kommt auch ſchon herangezogen
Der Herbſt und ſingt ſein Sterbelied.

Er ſingt es und die Blätter fallen, —
Die Blümlein, die der Gärtner hegt,
Wenn in verfärbten Waldeshallen
Er ſeine Trauerleier ſchlägt.

Da klingt auch in den feinſten Tönen
Wehmütig wieder im Gemüt
Von Hoffen, Lieben, Leiden, Sehnen
Und Luſt das alte, alte Lied.

Es fällt das Laub.

Schon fällt das Laub, der Sommer flieht,
Verſtummt iſt ſüßer Vogelſang.
Da weiß ich nicht, wie mir geſchieht,
Da wird um's Herz mir weh und bang.

Von dannen flog gleich einem Traum
So bald des Lebens goldner Mai,
Die Blüten fielen ſacht vom Baum,
Die Blätter riß der Sturm entzwei.

Halb kahl und halb entwipfelt ſteht
Der Lebensbaum in trüber Nacht, —
Wie bald, wie bald, wie bald vergeht
Im Froſt der Zeit die grüne Pracht.

Nun ſeufzt der Wind durch das Geäſt
Wie müder Seelen letzter Schrei. —
Wenn's letzte Blatt vom Zweige läßt,
Dann biſt auch du, auch du vorbei.

Weihnachten nahe.

Weihnachten iſt nahe!
Es künden die Mär
Die Stimmen und Zeichen
All um dich her.

Es predigt's die Tanne,
Die dorten dich grüßt,
Der Feſtſchmuck der Läden,
Den hier du ſiehſt.

In ſchneeigem Glanze
Auf Wald und auf Flur
Verkündigt und predigt's
Auch die Natur.

Es jubelt's frohlockend
Der Kindermund noch,
Und wenn's nicht ſo wäre —
Ich wüßt' es doch.

Mir kündet im Buſen
Untrüglich und wahr
Ein Etwas die Weihnacht
In jedem Jahr.

Mir ſagt es, wo immer,
Wo immer ich geh,
Daß Weihnachten nahe —
Ein tiefes Weh.

Ein Weh nach der Heimat,
Nach liebendem Blick,
Ein Weh nach dem alten,
Dem Weihnachtsglück.

Zur Weihnachten.

Wild brauſt der Wind durch die Straßen der Stadt,
Das Herz mir ſo voll, der Kopf mir ſo matt,
Und durch das Stürmen, das tobt und das bräut,
Tönt hehres, zeitaltes Glockengeläut.

Es heult um die Eck und pfeift durchs Geäſt
Das Sturmlied ſo ſchaurig zum Weihnachtsfeſt,
Und mit dem ſchnaubenden, brauſenden Nord
Vermählt ſich das Läuten zum Sturmakkord.

Wie's fegt und pfeift! Ach, es trägt mich zurück,
Zurück nach der Jugend, nach Heimat und Glück,
Zurück wie auf Flügeln, aus wirrem Braus,
Ein ſel'ges Erinnern ins Vaterhaus.

Im Wetter des Lebens fällt Blatt um Blatt
Vom Baume der Hoffnung, verwelkt und matt,
Bis er, der blühend zum Himmel geſtrebt,
Entwipfelt die kahlen Ruten erhebt.

Darum zur Weihnacht, wohin ich auch geh,
Da faßt mich ein Sturm von bitterem Weh,
Das Herz mir ſo voll, der Kopf mir ſo matt. —
Wild brauſt der Wind durch die Straßen der Stadt.

Ade.

Es zieht der Vogel nach dem Süd,
Es treibt ihn aus dem öden Hag,
Er ist der Lieb' im Norden müd',
Ich folg' ihm in Gedanken nach.
Ade, ade, du stolze Maid,
Mich treibt von dir der Liebe Leid.

Nun streicht der Wind durchs Stoppelfeld
Und schüttelt wild im Forst den Baum,
Der Himmel trüb, es weint die Welt
Gleich mir um den zerronn'nen Traum.
Ade, ade, du stolze Maid,
Wie bringt das Lieben Herzeleid!

Wie war ich dir so herzlich gut
Und treu so manches liebe Jahr.
Wie weh, wie weh die Liebe tut,
Wenn sie verschmäht, vergeblich war.
Nun bleibt, du stolze, schöne Maid,
Nur noch das herbe, bittre Leid.

Und ruft des Lenzes Sonnenstrahl
Den Vogel auch zur Wiederkehr,
Und sähst du ihn noch hundert Mal,
Mich aber siehst du nimmermehr.
Behüt' dich Gott, du stolze Maid,
Behüt' dich Gott vor Herzeleid.

Am Todestage Schillers.

Hin durchs Leben wandelt ernst gemessen,
Vor den Grüften doch steht still die Zeit,
In den Schatten düsternder Zypressen
Hält sie Rast vor der Unsterblichkeit.

Durch die Lüfte geht ein lautes Klingen
Wie ein ferner, starker Osterklang.
Auf des Hymnus' heilig ernsten Schwingen
Tön' dem Barden unser Gruftgesang.

Rauscht ihr Töne, rauscht empor ihr Lieder
Feierlich an seinem Todestag!
Und die Welt, sie lege Kränze nieder
Ehrfurchtsvoll an seinem Sarkophag.

* * *

Wie schön, wie schön bist du, o Tempelbau
Des Idealen, wo er einst gewaltet,
Im Licht des Wahren und im Sonnenblau
Des Schönen, Großen Ewiges gestaltet.
Wir treten ein in jene heil'gen Hallen,
Die gegen Moder, gegen Tod gefeit,
Wir treten ein und brausend soll erschallen
Ihm der Choral der Unvergänglichkeit.

Dem deutschen Volke war er ein Prophet
Und Priester in des Schönen Heiligtume.
So steht er da in hehrer Majestät,
Der deutschen Erde und der Welt zum Ruhme.

Wenn flücht'ge Träume je in nichts verſanken,
Fort lebt uns Schillers Geiſtesharmonie,
Denn opfernd legt' er ewige Gedanken
Auf den Altar der hehrſten Poeſie.

Auf, deutſches Volk, auf, ſing ihm Lob und Preis!
Der hohen Geiſts geſchaffen für das Wahre!
Vom Lorbeerbaum brich ihm ein Blütenreis,
Und leg es auf die hundertjähr'ge Bahre.
Dem Seher, der auf lichten Höhn geſtanden,
Tön' an der Gruft ſtimmmächtig der Choral,
Und ſieghaft breche aus des Staubes Banden
Der Wirklichkeit, verklärt, das Ideal.

Mein Liederſtrauß.

Einen Liederſtrauß zu binden
Ging ich in den Dichterhain,
Und es ließ der Mai mich finden
Manches duft'ge Röſelein.

Doch auch Veilchen ſind dazwiſchen,
Flieder, manches Nelkenpaar —
Maid, ich reiche dir den friſchen
Strauß zum Angebinde dar.

Sag, Feinslieb, ob ſolche Roſen
Dir ein andrer je geſchenkt?
Sag, ob in der Welt, der großen,
Einer dein wie ich gedenkt!

Steck das Näslein in den Flieder,
Lieb, es sieht dir niemand zu.
Niemand weiß, daß dein die Lieder,
Als allein nur ich und du.

Übers Jahr, lohnst du mein Hoffen,
Sag' ich's stolz und frei heraus,
Wer du bist, und pflück' dir offen
Einen neuen Blumenstrauß.

Des Liedes Erwachen.

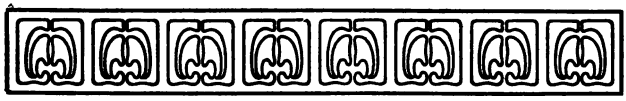
Ich wußte nicht, daß in mir Lieder schliefen,
Ich wußte nicht, was Liederdichtung war;
Es glitt der Jugendträume duft'ge Schar
Gleich Wölkchen hin, die im Azur verliefen.

Bis mich des Lebens Donnerstimmen riefen,
Im Wettersturm, der mir das Leid gebar. —
Da wacht' ich auf, da brachen voll und klar
Die ersten Lieder aus der Seelen Tiefen.

Nach Traumesnacht und nach des Wetters Tosen
Blüht schöner erst das duft'ge Volk der Rosen.
Der singt kein Lied, der nie von Leid gewußt.

Mir gab die Sehnsucht ihre Himmelsschwingen,
Aus Leid und Schmerz, da hub ich an zu singen,
Und suchte Trost in meiner Lieder Lust.

Romanzen



Da klingt auch in den feinſten Tönen
Wehmütig wieder im Gemüt
Von Hoffen, Lieben, Leiden, Sehnen
Und Luſt das alte, alte Lied.

Es fällt das Laub.

Schon fällt das Laub, der Sommer flieht,
Verſtummt iſt ſüßer Vogelſang.
Da weiß ich nicht, wie mir geſchieht,
Da wird um's Herz mir weh und bang.

Von dannen flog gleich einem Traum
So bald des Lebens goldner Mai,
Die Blüten fielen ſacht vom Baum,
Die Blätter riß der Sturm entzwei.

Halb kahl und halb entwipfelt ſteht
Der Lebensbaum in trüber Nacht, —
Wie bald, wie bald, wie bald vergeht
Im Froſt der Zeit die grüne Pracht.

Nun ſeufzt der Wind durch das Geäſt
Wie müder Seelen letzter Schrei. —
Wenn's letzte Blatt vom Zweige läßt,
Dann biſt auch du, auch du vorbei.

Weihnachten nahe.

Weihnachten iſt nahe!
Es künden die Mär
Die Stimmen und Zeichen
All um dich her.

Es predigt's die Tanne,
Die dorten dich grüßt,
Der Feſtſchmuck der Läden,
Den hier du ſiehſt.

In ſchneeigem Glanze
Auf Wald und auf Flur
Verkündigt und predigt's
Auch die Natur.

Es jubelt's frohlockend
Der Kindermund noch,
Und wenn's nicht ſo wäre —
Ich wüßt' es doch.

Mir kündet im Buſen
Untrüglich und wahr
Ein Etwas die Weihnacht
In jedem Jahr.

Mir ſagt es, wo immer,
Wo immer ich geh,
Daß Weihnachten nahe —
Ein tiefes Weh.

Ein Weh nach der Heimat,
Nach liebendem Blick,
Ein Weh nach dem alten,
Dem Weihnachtsglück.

Zur Weihnachten.

Wild brauſt der Wind durch die Straßen der Stadt,
Das Herz mir ſo voll, der Kopf mir ſo matt,
Und durch das Stürmen, das tobt und das bräut,
Tönt hehres, zeitaltes Glockengeläut.

Es heult um die Eck und pfeift durchs Geäſt
Das Sturmlied ſo ſchaurig zum Weihnachtsfeſt,
Und mit dem ſchnaubenden, brauſenden Nord
Vermählt ſich das Läuten zum Sturmakkord.

Wie's fegt und pfeift! Ach, es trägt mich zurück,
Zurück nach der Jugend, nach Heimat und Glück,
Zurück wie auf Flügeln, aus wirrem Braus,
Ein ſel'ges Erinnern ins Vaterhaus.

Im Wetter des Lebens fällt Blatt um Blatt
Vom Baume der Hoffnung, verwelkt und matt,
Bis er, der blühend zum Himmel geſtrebt,
Entwipfelt die kahlen Ruten erhebt.

Darum zur Weihnacht, wohin ich auch geh,
Da faßt mich ein Sturm von bitterem Weh,
Das Herz mir ſo voll, der Kopf mir ſo matt. —
Wild brauſt der Wind durch die Straßen der Stadt.

Ade.

Es zieht der Vogel nach dem Süd,
Es treibt ihn aus dem öden Hag,
Er ist der Lieb' im Norden müd',
Ich folg' ihm in Gedanken nach.
Ade, ade, du stolze Maid,
Mich treibt von dir der Liebe Leid.

Nun streicht der Wind durchs Stoppelfeld
Und schüttelt wild im Forst den Baum,
Der Himmel trüb, es weint die Welt
Gleich mir um den zerronn'nen Traum.
Ade, ade, du stolze Maid,
Wie bringt das Lieben Herzeleid!

Wie war ich dir so herzlich gut
Und treu so manches liebe Jahr.
Wie weh, wie weh die Liebe tut,
Wenn sie verschmäht, vergeblich war.
Nun bleibt, du stolze, schöne Maid,
Nur noch das herbe, bittre Leid.

Und ruft des Lenzes Sonnenstrahl
Den Vogel auch zur Wiederkehr,
Und sähst du ihn noch hundert Mal,
Mich aber siehst du nimmermehr.
Behüt' dich Gott, du stolze Maid,
Behüt' dich Gott vor Herzeleid.

Am Todestage Schillers.

Hin durchs Leben wandelt ernst gemessen,
Vor den Grüften doch steht still die Zeit,
In den Schatten düsternder Zypressen
Hält sie Rast vor der Unsterblichkeit.

Durch die Lüfte geht ein lautes Klingen
Wie ein ferner, starker Osterklang.
Auf des Hymnus' heilig ernsten Schwingen
Tön' dem Barden unser Gruftgesang.

Rauscht ihr Töne, rauscht empor ihr Lieder
Feierlich an seinem Todestag!
Und die Welt, sie lege Kränze nieder
Ehrfurchtsvoll an seinem Sarkophag.

* * *

Wie schön, wie schön bist du, o Tempelbau
Des Idealen, wo er einst gewaltet,
Im Licht des Wahren und im Sonnenblau
Des Schönen, Großen Ewiges gestaltet.
Wir treten ein in jene heil'gen Hallen,
Die gegen Moder, gegen Tod gefeit,
Wir treten ein und brausend soll erschallen
Ihm der Choral der Unvergänglichkeit.

Dem deutschen Volke war er ein Prophet
Und Priester in des Schönen Heiligtume.
So steht er da in hehrer Majestät,
Der deutschen Erde und der Welt zum Ruhme.

Wenn flücht'ge Träume je in nichts verſanken,
Fort lebt uns Schillers Geiſtesharmonie,
Denn opfernd legt' er ewige Gedanken
Auf den Altar der hehrſten Poeſie.

Auf, deutſches Volk, auf, ſing ihm Lob und Preis!
Der hohen Geiſts geſchaffen für das Wahre!
Vom Lorbeerbaum brich ihm ein Blütenreis,
Und leg es auf die hundertjähr'ge Bahre.
Dem Seher, der auf lichten Höhn geſtanden,
Tön' an der Gruft ſtimmmächtig der Choral,
Und ſieghaft breche aus des Staubes Banden
Der Wirklichkeit, verklärt, das Ideal.

Mein Liederſtrauß.

Einen Liederſtrauß zu binden
Ging ich in den Dichterhain,
Und es ließ der Mai mich finden
Manches duft'ge Röſelein.

Doch auch Veilchen ſind dazwiſchen,
Flieder, manches Nelkenpaar —
Maid, ich reiche dir den friſchen
Strauß zum Angebinde dar.

Sag, Feinslieb, ob ſolche Roſen
Dir ein andrer je geſchenkt?
Sag, ob in der Welt, der großen,
Einer dein wie ich gedenkt!

Steck das Näslein in den Flieder,
Lieb, es sieht dir niemand zu.
Niemand weiß, daß dein die Lieder,
Als allein nur ich und du.

Übers Jahr, lohnst du mein Hoffen,
Sag' ich's stolz und frei heraus,
Wer du bist, und pflück' dir offen
Einen neuen Blumenstrauß.

Des Liedes Erwachen.

Ich wußte nicht, daß in mir Lieder schliefen,
Ich wußte nicht, was Liederdichtung war;
Es glitt der Jugendträume duft'ge Schar
Gleich Wölkchen hin, die im Azur verliefen.

Bis mich des Lebens Donnerstimmen riefen,
Im Wettersturm, der mir das Leid gebar. —
Da wacht' ich auf, da brachen voll und klar
Die ersten Lieder aus der Seelen Tiefen.

Nach Traumesnacht und nach des Wetters Tosen
Blüht schöner erst das duft'ge Volk der Rosen.
Der singt kein Lied, der nie von Leid gewußt.

Mir gab die Sehnsucht ihre Himmelsschwingen,
Aus Leid und Schmerz, da hub ich an zu singen,
Und suchte Trost in meiner Lieder Lust.

Romanzen

Fortuna.

Fern im Traumland iſt's. Auf Roſſen jagt ſie im
Gefolg der Zeiten,
Flüchtig, ein Gebild des Himmels, durch die blum-
geſchmückten Weiten.

Ihrer Roſſe Mähnen fliegen wallend um die ſtolzen
Buge,
Dröhnend pocht's Geſtampf der Renner an der Erde
Bruſt im Fluge.

Blitzend drehen ſich die goldnen, ſchickſalsſchweren
Räderſpeichen,
Brauſend geht es über Täler und zermalmte Blumen-
leichen.

Von dem Haupte wallt in Strömen nächtlich ſchwarz
die Pracht der Haare,
In der Augen ſanftem Glänzen ſchlummert das
Geſchick der Jahre.

Mit den langgeſtrafften Zügeln lenkt ſie des Ge-
ſpannes Kreiſen!
Sieh! Wie ihr der weiſe Buſen und die prächt'gen
Arme gleißen!

Wie die Weihe der Verheißung lockend von der Stirne schimmert,
Rosen auf den Wangen blühen, leuchtend die Gestalt erflimmert!

Nur aus Äther, Licht und Wolken ist ihr Prachtgewand gesponnen,
Duft'ge, zarte, lichte Schleier strahlend ihren Leib umsonnen.

Von der Höhe schießt in Fluten Sonnenlicht um ihre Schläfe,
Daß im Morgenglühn der Welten hell der Götterstrahl sie träfe.

Und vom Widerschein geblendet, sinnbetört von ihrem Prangen,
Stürmt dahin der Erdgeborne, das begehrte Weib zu fangen.

Schneller wie der Parder Rosse ihn die heißen Wünsche tragen,
Mut'gen Wagens, um des Glückes fliehendes Gebild zu jagen.

Nach dem heißersehnten Weibe greift die Faust im wilden, heißen
Sehnen, um die himmlisch Holde an die ird'sche Brust zu reißen.

„Halt, Fortuna, weile, weile!“ ſchallt im lauten Schrei ſein Rufen,
Doch ſie lächelt nur und ferner tragen ſie der Roſſe Hufen.

Donnernd, im Gebraus der Wetter, geht es fort in lichte Sphären,
Endlos, ohne Raſt und Halten, will das wilde Jagen währen.

Nach Walhalla, wo die Ströme ungetrübter Freude rauſchen,
Schlanker Palmen grüne Wipfel flüſternd ihrem Kommen lauſchen,

Wo die Himmel und die Meere ſeliger Verheißung blauen,
Schweift ſie, um in ſpiegelklaren Fluten ihr Gebild zu ſchauen.

Fernab, hoch auf Sonnenhöhen, ſieht man ihre Tempel ſchimmern,
Das verlorne Eden herrlich in der Säulenpracht erflimmern.

Eine Schöpfung hehrer Schöne, blitzt die Tempelſtadt hernieder,
Auf den Zinnen ſprüht das Frühlicht, auf den Kuppeln flammt es wieder.

Und der Göttin nach im Fluge, rascher, schneller, weiter, weiter
Rast, erstarkt im neuen Hoffen, wild der nimmermüde Reiter.

Lächelt nicht in süßem Leuchten aus Fortunas Augensternen
Lockend ihm das alte Erbe drüben in Walhallas Fernen?

Da! Da kehrt sie ihm entgegen ihres Angesichtes Blühen,
Lächelnd, um so schneller, ferner in die Atherhöhn zu fliehen.

„Halt! Fortuna, weile, weile!“ ruft er. Seine Pulse pochen,
Nach ihm folgt der Troß der Brüder und der Rosse Weichen kochen.

Wild, im donnernden Getümmel, über Leben, über Leichen,
Saust das Ungestüm der Wünsche, das verheißne Glück zu reichen.

Näher nun und wieder ferner, mit der Sonne um die Wette,
Lenkt Fortuna ihre Rosse kreisend um die Tempelstätte.

Flüchtig naht und flüchtig schwindet Morgenrot und Abendglühen,
Doch des Ringens Lohn will nimmer im erstrebten Ziele blühen.

Immer lockt Fortunas Schöne, flüchtig, im Gefolg der Zeiten,
Blendend, ein Gebild des Himmels, nach Walhallas ew'gen Breiten.

Ihrer Rosse Mähnen fliegen wallend um die stolzen Buge,
Dröhnend pocht's Gestampf der Renner an der Erde Brust im Fluge.

Und vom Widerschein geblendet, sinnbetört von ihrem Prangen,
Stürmt dahin der Erdgeborne, das begehrte Weib zu fangen.

Todgehetzt im wirren Jagen läßt die Hand die Zügel fallen,
Einen letzten Blick der Sehnsucht wirft er nach den Tempelhallen.

Der Portale goldig Leuchten flimmert auf im Abendstrahle,
In das wunde Herze lächelt ihm das Glück zum letzten Male.

In die ſterbensmatte Seele gießt der Friede ſeine Träume,
Und indeſſen flieht Fortuna weiter durch die fernen Räume.

Des Buren Kriegerwacht.

Heil'ge Nacht iſt's. Fern dem Herde,
Auf den Hügeln rings umher,
Vor dem Feind auf fremder Erde
Schlafend ruht das Burenheer.

Nur auf öder Schanz alleine
Hält ein Bur die Kriegerwacht,
Aber ihm, im Sternenſcheine,
Flimmert die geweihte Nacht.

Alles ſtill. Nur hin und wieder
Schnaubt ein Roß. Im Dämmerſtrahl
Schaut dort ſtumm vom Fels hernieder,
Dräuend, das Geſchütz ins Tal.

Und es träumt des jungen Buren
Herz von ferner Heimat Glück.
Auf der Schanz, auf Kaplands Fluren,
Denkt er an ſein Heim zurück.

Ob ſie von den Siegen ſagen —
Mächtig ſchwellt ſein Herz empor —
Von den Schlachten, die geſchlagen
Mut'gen Zorns des Burencorps.

„Bauern nur, doch keine Knechte,
Schlagen wir mit mächt'ger Hand,
Schlachten für ererbte Rechte
Und für unſer Vaterland."

Welche Heimkehr, ſteht er wieder
Vor dem Pflug im heim'ſchen Tal!
Welche Wandlung, wenn die Brüder
Feſtgeeint vom Kap zum Baal.

„Wünſcht, wir könnten morgen reiten
Und den Feind in letzter Schlacht
Werfen und den Sieg erſtreiten,
Der uns groß und einig macht."

Plötzlich kracht ein Schuß. Auf Roſſen
Naht der Feind. Und in den Sand
Tödlich durch die Bruſt geſchoſſen,
Fällt der Bur fürs Vaterland.

Die Quelle.

Lag in einem Blütenhain
Einſt an ſchatt'ger Stelle,
Lauſcht' dem Sang der Vögelein
Und dem Lied der Quelle.

„Könnt' ich wie der Vogel klein
Süße Lieder ſingen,

Höchste Luſt und tiefſte Pein
Klangeseins verſchlingen.

Hätte auch den Liedermund,
Der dem Quell gegeben:
Sollte ſich mein Lied zur Stund'
Auf zum Äther heben.

Sollt' fortbrauſend bis zum Meer
Tönemächtig ſchallen,
Und im Echo ringsumher
Wehgeheim verhallen!"

Wünſchend lag ich ſo im Hag,
Traum- und weltvergeſſen,
Träumte in den ſonn'gen Tag
Ziellos und vermeſſen.

Plötzlich aus dem Quell empor
Tat ein Weib erſtehen,
Wie ich nimmer je zuvor
Schöner eins geſehen.

Schleierfein fiel ihr Gewand
Um die ſchnee'gen Glieder,
Mit der Leier in der Hand
Sang ſie ſüße Lieder.

Und der weiße Buſen hob
Sich empor im Liede,
Sinn'ger, klarer Ernſt umwob
Die Geſtalt wie Friede.

Sang: „Ich bin die Poesie,
Traum in Sang zu fassen,
Wer mich je geschaut hat, nie
Kann er von mir lassen.“

Sang: „Aus dieser Quelle hier
Quillt der Geist der Musen;
Trink davon, so glüht in dir
Meine Kraft im Busen.“

Sang: „Der Quelle Weihekuß
Wird dir alles sagen.
Wer von ihr getrunken, muß
Selbst die Leier schlagen.“

Sang, und sang, und sang, — die Brust
Wollt' mir schier zerspringen,
Wollt' in heißer Liebeslust
's schöne Weib umschlingen.

Doch das Traumgesicht zerrann,
Wie vom Quell verschlungen,
Träumend lag ich da und sann,
Ob sie wahr gesungen.

Noch im Traume war's, da schoß
In die Dämmerhelle
Her ein Schatten, und es floß
Trüber gleich die Quelle.

's war des Lebens Prosa, die,
Neid und Zorn im Herzen,

Mordend folgt der Poesie,
Sterbliche zu schmerzen.

Häßlich war ihr Angesicht,
Ungefüg ihr Wesen.
Sprach: „Trink' von der Quelle licht,
Und du wirst genesen."

Sprach: „Du Träumer! Eitler Wahn
Hält dich festgebunden!"
Sah mich kalt und nüchtern an,
Und war dann verschwunden.

Und vom Quell, der dort im Tal
Springt aus Waldesschweigen,
Trank ich, wie sie mir's befahl,
Liederkraft zu eigen.

Trank, und trank, und trank, — doch nie
Wollt' es mir gelingen,
Lieder wie die Poesie
Zauberssüß zu singen.

Schlag' die Leier schwach und matt,
Die mir ward gestiftet,
Denn das rauhe Leben hat
Mir den Quell vergiftet.

Ganz ist meine Lust, mein Schmerz,
Ganz mein Hassen, Lieben,
Halb zum Sang im Ernst und Scherz
Nur die Kraft geblieben.

Thors Fahrt nach seinem Hammer.

In blauen Atherfernen, die nimmer Adlers Flug
Durchmaß, da lag vorzeiten Asgard, die Götterburg.
Das war des alten Odin erbeigener Palast,
Des Glanz und hehrer Schimmer noch heute nicht
verblaßt.

Auf mächt'gen Goldesquadern hob sich empor der
Bau
Und streckte seine Zinnen hinein ins Atherblau.
Und von gewalt'gen Kuppeln vielwölbend überdacht
Erflimmerte und blitzte der Säulen Silberpracht.

In dieser Burg im Schlummer lag einst der Götter
Schar,
Sie träumten sel'ge Träume von Sieg nach Kampf-
gefahr.
Sie träumten, — um die Zinnen floß mild der Däm-
merstrahl
Des jungen Tags, der osther sich durch die Schatten
stahl.

Nur Thor, der Blitz und Donner in seiner Rechten
hält,
Den Sturmkeil, wenn er krachend, zerschmetternd
niederfällt,
Der findet süße Ruhe auf weichem Pfühle nicht,
Es quält den Sohn des Odin ein übel Traumgesicht.

Er höret Runensprüche, hört, wie die Luft erbraust,
Und sieh! Nach seinem Hammer greift eine Riesenfaust.
Ihm ist, als wär ein Räuber in seinem Schlafgemach —
Da tönt ein dumpfes Donnern, da wird der Sturmgott wach!

Er sucht mit seiner Rechten das Werkzeug seiner Macht,
Der Hammer ist verschwunden, gestohlen über Nacht.
Er springt empor im Zorne und tastet irr umher,
Wo er ihn niederlegte, die Stätte ist nun leer.

Da sprühn die Augen Feuer, er schüttelt wild das Haupt —
„Der Hammer ist verschwunden, durch Zauberkraft geraubt.“
So dröhnt sein Ruf am Morgen die Götterburg entlang,
So daß es von den Mauern und Zinnen widerklang.

Und was von Odins Sippe im Prachtpalaste schlief,
Vernahm, was Thor, der Sturmgott, mit Donnerstimme rief.
Es schallt durch die Gemächer, erschüttert Säul' und Schaft:
„Der Hammer ist verschwunden, geraubt durch Zauberkraft!“

Auch Loki, den zur Sühne für Baldurs frühen Tod
Des mächt'gen Gottes Rache zum Dienste sich entbot,
Vernimmt die Mär voll Staunen und eilt sogleich herbei:
„Ich künde dir den Räuber und wer's auch immer sei.

Eh Austri aus dem Schlafe noch einmal Fro geweckt,
Künd' ich, wer nach dem Hammer die Räuberfaust gestreckt.
Ich künde dir den Räuber und geb' dir bald Bescheid,
Wenn Freya zu dem Fluge mir borgt ihr Falkenkleid."

So spricht der Gott der Liste, der Baldur umgebracht,
Des Zwienatur auf Übles und Gutes war bedacht.
Und Thor willfährt ihm gerne. Sie treten vor die Maid,
Der Schwester Fros, und bitten geziemend um ihr Kleid.

Die Göttin reicht gewährend dar Loki das Gewand,
Es fliegt auf leichten Schwingen der Gott hinaus ins Land,
Bis er die starren Höhen von Jötunheim erreicht,
Dort sitzt auf einem Hügel Thrym, dem kein Riese gleicht.

Er schmückt mit gold'nen Bändern der Hunde große Schar,
Und strählt den stürm'schen Rossen der Mähnen wallend Haar.

Und als er nun vom Hügel erblickt den Götterſohn,
Da ruft er ihm entgegen, und lacht voll Spott und Hohn:

„Willſt du den Hammer holen? War das der Sinn der Fahrt?
Im tiefſten Schacht der Erde, da halt' ich ihn verwahrt.
Und keiner ſoll ihn nehmen, ſolang der Himmel blaut,
Er bringe mir denn Freya in meine Burg als Braut."

Verdroſſen ob der Worte und zürnend dem Geſchick,
Trägt Loki nun die Botſchaft zur Götterburg zurück.
Und als die ſchlimme Kunde die Göttin dort erfährt,
Daß Thrym, der Fürſt der Rieſen, ſie zum Gemahl begehrt,

Entbrennt ihr Zorn; ihr Buſen wild ob der Schmach ſich hebt,
So daß in ihren Feſten die ganze Burg erbebt.
„Eh ſoll mich Hella knechten in ihrem Feuerpfuhl,
Eh ich, die freie Göttin, mit jenem Scheuſal buhl!"

Da pflogen Rat die Götter und ſannen mancherlei,
Wie Thors geraubter Hammer von Thrym zu löſen ſei,
Bis Loki ſpricht: „Thor ſelber verkleide ſich als Braut
Und fahr zum Rieſenfürſten, ſobald der Morgen graut.

Ihn schmücke bräutlich Linnen und funkelndes Gestein,
Gewand und Schleier hülle ihm Haupt und Glieder ein.
Der Hammer ward gestohlen durch List und durch Verrat,
Man zahl mit gleicher Münze heim die verruchte Tat."

War's auch mit Widerstreben, Thor willigt endlich ein,
Saß bald darauf im Wagen mit Freyas Mägdelein.
Dies Mägdelein war Loki. Die Böcke zogen an,
Es braust in wilden Sprüngen dahin das Viergespann.

Die Erde dampft, es bersten die Felsen krachend auf,
Wo immer hin den Wagen Thor lenkt im Sturmeslauf.
Es spalten sich die Berge, es dröhnt durch Wald und Tal,
Es bebt und es erzittert die Welt im Wetterstrahl.

Auf seines Saales Schwelle derweil sitzt Thrym vergnügt,
Und übersieht den Reichtum, der ihm zu Füßen liegt,
Der Rinder schwere Menge, die Rosse im Gehag,
Gold und Gestein und Silber, das in den Truhen lag.

„Wohl bin ich reich an Habe und viel kostbarem Gut,
Nur fehlt mir die Genossin, die mir zur Seite ruht.
Doch morgen in der Frühe tritt Freya in den Saal,
Drum auf, ihr Knechte, rüstet ein köstlich Hochzeitsmahl.

Schafft Mastvieh, Meth die Fülle," des Fürsten Wort erklang,
Es ziemt der Braut des Riesen ein festlicher Empfang.
Und morgens in der Frühe, eh's kaum im Osten graut,
Da kommen schon die Gäste, da stellt sich ein die Braut.

Dicht neben Thrym, verschleiert, nach Landesbrauch und Sitt',
Saß bald sie an der Tafel und schmauste wacker mit.
Sie speiste einen Ochsen in aller Eile auf
Und trank allein drei Kufen des starken Meths darauf.

Mit Staunen sah's der Riese. Es ward ihm bang zu Mut,
Da durch des Schleiers Lücke er späht der Augen Glut.
Doch ging der Schmaus zu Ende. Laut schreiend Thrym befahl,
Den Hammer nun zu holen in seinen Hochzeitssaal.

„Ihr Knechte," rief er, „gebt ihn der Braut als Unterpfand
Für eines Rieſen Liebe, des Macht und Wort beſtand."
Da war's, als ob ein Lachen dem Mund der Braut entfährt,
Als ob ein ſchwüles Wettern in ihrem Buſen gärt.

Und plötzlich fällt die Hülle vom Haupt, eh' man's verſah —
Furchtbar, ein Gott der Rache, ſteht Thor vor allen da!
Den nackten Arm erhoben, den Hammer in der Fauſt,
Der nun in jähem Blitzen auf Thrym herniederſauſt.

Ein Donnerſchlag, ein Schmettern und wilder Wetterbraus!
Des Saales Feſten wanken, und krachend ſtürzt das Haus.
Das Haupt, den Leib zerſchmettert, liegt Thrym vom Hammerſchlag,
Es ſinken Gäſt' und Knechte dem Rieſenfürſten nach.

Und aus dem Träumerhaufen bricht lohend nun der Brand,
Ein Wetterſturm fährt heulend hinaus ins weite Land.

Und wo einſt Thrym gewaltet, umloht von Feuerſchein,
Liegt dampfendes Gemäuer, zerklüftetes Geſtein.

Auf der zerwühlten Erde, zerſchmettertem Gerät,
Steht ſieghaft Thor, der Sturmgott, in ſeiner Majeſtät.
Da glättet ſich die Stirne, und milder wird ſein Blick,
Er fährt im dumpfen Rollen zur Götterburg zurück.

Strahlblitzend geht im Oſten die Morgenſonne auf,
Fro lenkt den Feuerwagen von Auſtris Flur herauf.
Und aus dem Lichtgefunkel, das Atherblau hindurch,
Erglänzt mit ihren Zinnen Asgard, die Götterburg.

Die Entſtehung der Welt und der Kreislauf der Erde.

Einſt, einſt in prähiſtor'ſcher Zeit,
Da war es noch nicht ſo wie heut',
Da lag der Kosmos fern und nah
Geſtaltlos im Urchaos da.
Da gab es Gaſe nur und Dünſte,
Die explodierten. Feuersbrünſte,
Die lohten durch den Weltenraum,
So rieſengroß, man glaubt es kaum.
Die brannten manches liebe Jahr,
Bis nichts mehr da zum Brennen war,

Bis ganz allein der Waſſerſtoff
Auf Stick- und Sauergaſe troff.
Dann täten ſich die Stoffe ſichten,
Die Gaſe täten ſich verdichten,
Bis endlich ganz von ohngefähr
Die Urururwelt fertig wär.

Da ſah's nun freilich noch ſehr kraus
Auf Sonnen und Planeten aus.
Chaotiſch lagen tot und leer,
Wie Rieſenklumpen ſie umher.
Vor allem fehlte es an Licht,
An Urlicht, wie die Bibel ſpricht,
Das zeugend und befruchtend gleite
Bis in des Urſtoffs Eingeweide.
Als dann der erſte Sonnenſtrahl
Fiel in der Urwelt Götterkral,
Wo von des Stoffs Grundelement
Sich mählig Geiſt und Kraft getrennt, —
Da tät ſich ein Urleben regen,
Die Kraft, die tät den Stoff bewegen,
Und aus dem Chaos ſchlecht und recht,
Erſtand der Götter alt Geſchlecht.
Das waren Rieſen und Titanen,
Der Griechen und der Römer Ahnen,
Und auch die Zeuger der Teutonen,
Die täten unter ihnen wohnen.
Die kamen auf den Weltenplan,
Und fingen Ball zu ſpielen an.

Und weil die Erde kalt war schier,
So spielten Fangball sie mit ihr.

Man sah sie durch den Weltraum fliegen,
Von Römern flog sie zu den Griechen,
Und von den Griechen kam im Schwunge
Sie zu den Göttern deutscher Zunge.
Als nun der mächt'ge Gott Wodan
Sie am Aquator faßte an,
Da explodierten inn're Gase
Und schossen lohend ihm zur Nase.
Und der dann so entstand'ne Brand
Versengte ihm auch noch die Hand.
Da faßt' ihn uralt deutscher Zorn,
Er faßt die Erde ganz von vorn,
Und schleudert sie, als sei's ein Knopf,
Dem Zeus der Griechen an den Kopf.
Der hat dann nicht mehr Ball gespielt,
Er hat den Schmiß zu sehr gefühlt.
Die Erde aber flog im Schwunge
Zu all den Göttern and'rer Zunge,
Zu Fohi, der Chinesen Schrecken,
Und tät ihn maustot niederstrecken.
Und schlug Apoll ein Loch im Magen,
So daß er tät kein Wort mehr sagen.
Dann kam der Buddha an die Reih',
Dem schlug sie das Genick entzwei,
Und Ba-al wurden alle Knochen
Vom Kreuze aus entzweigebrochen,

Das er, ins Urgras hingeſtreckt,
Auf echt chaldäiſch iſt verreckt.
Und ſelbſt Oſiris' Kraftgeſtalt
Streckt' hin des Wurfes Allgewalt.
Es traf der Ball den Hesperus,
Den Pluto, den Mercurius,
Traf jeden von der Götter Schar,
Bis nur noch Wodan übrig war.

Doch weiter tät die Erde kreiſen,
Durchs ganze Weltall tät ſie reiſen,
Denn die ihr mitgeteilte Kraft
Lieh Wodan ihr als Eigenſchaft,
Als bleibende für alle Zeit.
Und ſo geſchieht's, daß bis auf heut'
Sie nie aus ihren Bahnen ſchwenkt,
Daß deutſcher Denkergeiſt ſie lenkt,
Daß ſie die Kraft, die deutſche, ehrt,
Daß, kurz, den Deutſchen ſie gehört,
Sie kreiſend um die Sonne geht,
Und auch noch um ſich ſelbſt ſtets dreht.

Der Kranich und der Pfau.

Im Hofe ging der ſtolze Pfau,
Und trug ſein buntes Wams zur Schau,
Das Köpflein ſtreckt er hoch empor,
Und kam ſich ſelbſt ſehr weiſe vor.

Am Zaune ſtand, verirrt vom Flug,
Ein Kranich, der nach niemand frug,
Der, ob er flog und ob er ſtand,
Sich ziemlich wohl dabei befand.

Und es beſah ſich ſehr genau
Den Kranich nun der Vetter Pfau.
Ihm war es gleich von Stund' an klar,
Daß er ihm überlegen war.

Der ſah im ſchlichten Federkleid
Nicht aus, als ſei er ſehr geſcheit.
So dacht' der Pfau, ſchritt ſtolz und grad
Und ſchlug mit ſeinem Schwanz ein Rad.

Jedoch der Kranich gab nicht acht
Auf's Kunſtſtück, das der Pfau gemacht.
Er putzte ſich in einem Zug
Das Flügelpaar zum neuen Flug.

Das wurmt' den Pfau, den eitlen Wicht,
Denn fliegen konnt' er leider nicht,
Als höchſtens auf das Schuppendach,
Und das ging nur mit Ach und Krach.

„Du tuſt mir leid, mein lieber Mann,"
So ſprach er zu dem Kranich dann,
„Du bildeſt dir wohl viel auf dein
Gewönlich bißchen Fliegen ein?

Weißt du nicht, was dein Fehler iſt,
Und daß du eingebildet biſt?

Auch Menſchenkenntnis mangelt dir,
Sonſt wärſt du nicht am Zaune hier.

Es ſcheint, du wähnſt, es ſei die Welt
Extra allein für dich beſtellt,
Du möcht'ſt im Flug durch Wolken fahn, —
Du leideſt ja am Größenwahn!"

„Mein Freund, wer deinen Rat nicht frug,
Dem ſcheint dein Reden ſuperklug,
Und wer den andern vorlaut ſchmäht,
Den eig'nen Selbſtbetrug verrät.

Wer viel von Menſchenkenntnis ſpricht,
Hat ſie gewöhnlich ſelber nicht,
Denn Menſchenkenntnis, werter Mann,
Fängt bei der Selbſterkenntnis an.

Wer andern vorwirft Größenwahn,
Der krankt nicht ſelten ſelber dran.
Es macht die eig'ne Nichtigkeit
Sich gern auf Koſten and'rer breit.

Bald rupfen dir zum Augenſchmaus
Die Menſchen deine Federn aus,
Faſt jedes Ding hat pro und con." —
Der Kranich ſprach's und flog davon.

Der Totenvogel.

Rief ein Vogel vor dem Haus:
Rab, rab, rab!
Bald darauf trug man heraus
Väterchen ins Grab.

Und der Vogel wieder kam:
Rab, rab, rab!
Und der Tod die Mutter nahm
Mit ins ſtille Grab.

Und es ſprach die Tante mein:
Kindchen, höre zu!
Wenn du hörſt den Vogel ſchrein,
Gilt's die letzte Ruh'.

Sitzt er auf dem Fichtenaſt
Dorten vor der Tür',
Trägt man zu der letzten Raſt
Bald jemand herfür.

Und es ſchritt ein Leichenzug
An dem Baum vorbei,
An das Ohr des Knaben ſchlug
Laut des Raben Schrei.

's war ein holdes Schweſterlein,
Das im Schreine lag,
Und ich folgte hinterdrein
Stumm dem Sarge nach.

Jahre flohn. Den Wanderſtab
Nahm ich in die Hand,
Und zog von der Lieben Grab
Über Meer und Land.

Wo der Miſſiſſippi ſchäumt
In der Hügelpracht,
Hab' ich kurz von Glück geträumt
Manche Maiennacht.

Mädchen mit dem blonden Haar,
Rab, rab, rab!
Das mein ein und alles war,
Mußte in das Grab.

Weh, ach weh! Das Mägdlein ſchied
In die ew'ge Ruh'.
Weh, ach weh! Nun klingt mein Lied
Traurig immerzu.

Wo der Totenvogel ſchreit,
Hat kein Glück Beſtand,
Und er gibt dir das Geleit
Bis ins fernſte Land.

Wo der ſchwarze Vogel ſchreit:
Rab, rab, rab!
Gräbt man dir zu ſeiner Zeit
Auch ein kühles Grab.

Friedel und Gretel.

Der Friedel war dem Gretel gut,
Und hätt' sein eigen Leben
Für dieses frische, junge Blut
Wenn nötig, hingegeben.
Doch Gretel gab nicht viel darum,
Und ließ ihn das empfinden,
Da sprach der Friedel mit Gebrumm:
Das wird sich schon noch finden.

Es fand sich, daß im weißen Roß
Die Gretel schwang im Reigen
Des Müllers Johann, was verdroß
Den Friedel sondergleichen.
Dann führt' sie Hans auch noch nach Haus
Zur Maiennacht, der linden, —
Doch trotzig rief der Friedel aus:
Das wird sich schon noch finden.

Es war das Gretel schlank und fein,
Ein Dirndel ohne Tadel,
Doch konnt' sie auch recht schnippig sein,
Und spitz wie eine Nadel.
Wenn Friedel Hans 'nen Leichtfuß schalt,
Und windig gleich den Winden,
So sprach sie: Mir gefällt er halt,
Das Weit're wird sich finden.

Der Johann war ein Luftikus,
Doch stramm von Wuchs und Haltung,

Dem Alten macht er viel Verdruß
In der Finanzverwaltung.
Als sie ihn nahm, der Friedel schrie:
Ich werd' es überwinden!
Und fügt hinzu voll Ironie:
Das Weit're wird sich finden.

Kosakensturm.

In Hügeln bei Nesanguchu
Schallt der Trompete Ton,
Kosaken reiten, und im Nu
Formiert sich die Schwadron.
Dann faßt's den starren Lanzenwald
Wie mit Orkanes Macht,
Im Brausen, daß es dröhnt und schallt,
Fegt er zur Reiterschlacht.

Quer durchs Gelände fliegt der Troß,
Den Spieß zum Stoß gesenkt,
Zum Feinde, der mit Mann und Roß
Ihm schon entgegensprengt.
Von Hügelkronen kracht zum Kampf
Geschütz wie Donnerschlag,
In Säulen wirbelt Staub und Dampf
Dem Reitersturme nach.

„Kosaken drauf!" Mit Hussaschrei
Und klirrendem Gehall

Geht's auf des Feindes Reiterei
Mit wuchtigem Geprall.
Wohl schwingt die blanke Reiterwehr
Hoch des Japaners Faust,
Umsonst, denn mordend Speer auf Speer
In seine Reihen saust.

Durchbohrt vom Eisen und vom Schaft
Stürzt er ins Heidegras,
Der kaum noch erst in Jugendkraft
Fest in den Bügeln saß.
Und reiterlos manch Roß verblieb
Im blutigen Gefecht,
Es wird ein jeder Säbelhieb
Mit Lanzenstoß gerächt.

„Banzai!" ruft ein Korporal,
Da trifft ihn ein Kosak,
Dem noch sein langer Mörderstahl
In Rosses Lenden stak.
Er reißt ihm sonder Wort und Spruch
Den Säbel aus der Hand,
Und streckt ihn dann mit wildem Fluch
Enthauptet in den Sand.

Da wendet der Mongole sich,
Es packt ihn wilder Graus,
Vor des Kosaken Lanzenstich
Flieht er ins Land hinaus.

Und ohne Reiter hinterher
Jagt manch verwundet Roß,
Dem noch im Buge, tief und schwer,
Feststak ein Stahlgeschoß.

Parias.

Laut und wild tobt in dem Weißen Roß der Lärm aus Zechermunde,
Lachen tönt und Flüche schallen tagdurch bis zur Hahnenstunde.
Eine Schenke ist's wie and're, und doch ist sie grundverschieden,
Denn hier sammelt sich, was draußen von dem Leben wird gemieden.
Hier ist das Asyl für viele, die die Welt hat ausgespieen
Und die irrwischgleich im Dunkel durch des Daseins Sümpfe ziehen.

Vor dem Ausschank in der Reihe stehen mit dem vollen Glase,
Die der Augenblick getrieben in die Schenke von der Straße.
Aber dorten an den Tischen, in der Hand den Würfelbecher,
Oder auch beim Kartenspiele, sitzen sie, die Dauerzecher.

Nicht dem Augenblick zu fröhnen, nein, die Tage totzuſchlagen
Finden ſie ſich im Lokale täglich ein zu Trinkgelagen.
In der großen Welt geächtet, Schreckenskinder der Miſere,
Atmen ſie im Dunſt der Schenke ihre Lebensatmoſphäre.

Welch' Gemiſch von Exiſtenzen! Dorten bei dem vollen Glaſe
Sitzt ein Freiherr von der Elbe mit dem Zwicker auf der Naſe.
Früher trug er Epauletten und den blanken Leutnantsdegen,
Heute ſieht man ihn mit andern unter Lumpen ſich bewegen.
Mit dem Stift im Kunſtgewerbe muß er ſich für and're plagen,
Doch dies ſcheint im Land des Dollars nur ſehr wenig einzutragen.
Schön von Kunſt weiß er zu reden und ein ſcharfes Wort zu führen,
Aber meiſtens iſt von Kaſſe wenig oder nichts zu ſpüren.

Neben ihm mit Denkerhaupte ſitzt ein früh'rer Theologe,
Den ſein Hang hinausgetrieben in des Lebens wild Gewoge.

Aus Sarkasmus und Satire setzt zusammen sich sein Wesen,
Und die Welt, die große, machte mit ihm wenig Federlesen.
Ausgespien aus ihrer Mitte, hoffnungslos bankrott geworden,
Sucht er nun von Pflicht und Ehre noch den letzten Rest zu morden.
Stunden gibt er, die ihn kärglich mit dem Nötigsten versorgen,
Was noch fehlt zum Unterhalte, läßt er sich von andern borgen.

Dort am Tische in der Ecke schnarcht ein Gast. Die Arme decken
Das Gesicht ihm und kein Toben kann ihn aus dem Schlafe wecken.
Denn zur Nacht im Regenwetter irrte er durch öde Gassen,
Da die Stadt dem Obdachlosen offen keine Tür gelassen.
Bis der junge Tag im Osten grüßend sein Gestrahl ergoß
Fand der Wand'rer, müd' und fröstelnd, Heim und Rast im Weißen Roß.

Leutnant war er einst gewesen in der deutschen Reichsmarine. —
All der Klassengeist des Standes gab sich kund in Wort und Miene. —

Roß nicht einer, der vermöchte, ſich beim Zechen und beim Eſſen,
Kartenſpielen, Schwadronieren mit dem Vollmond dort zu meſſen.
Fünfzig Spannen mißt das Bäuchlein, Vollmondſchein ſtrahlt die Viſage,
Doch der Korpulenz fehlt leider meiſt die nöt'ge Apanage.
Früher war der Mann beſoldet, regte redlich ſeine Hände,
Aber dann nahm eines Tages dieſe Herrlichkeit ein Ende.
Nach dem Ende kam der Anfang einer Bummlerkarriere,
Das war ein Erfolg, wie keiner! Nichts kam ihm hier in die Quere,
Als allein in regelmäß'gen Pauſen die vermaledeite,
Rückſichtsloſe, unbequeme und verhaßte Wirtſchaftskreide.

Dieſe edlen ſechs Naturen, die ich hier geſchildert eben,
Fanden in dem Weißen Roſſe ihren letzten Halt am Leben.
Um ſie her in buntem Reigen ſaßen andre Zechgenoſſen,
Kneipgenies und Schwadroneure, die vom Reden überfloſſen,

Tagediebe, Vagabunden, die der Mama und dem Mühmchen
Ewig auf der Tasche lagen, — und zuletzt die Mauerblümchen.

* *

*

Eines Tags im Frühling ist es. Draußen auf den staub'gen Gassen
Wogt und wallt gleich einer Brandung hin der Strom der Menschenmassen.
Vielgestaltig, unentwirrbar ist der Großstadt siedend Leben,
Durch die Adern tobt es rastlos fiebernd, und die Pulse beben.
Nach Erwerb im tollen Hasten eines güterfücht'gen Dranges,
Nach Erwerb im gleichen Takte eines starren Lebenszwanges,
Nach Vergnügen, Ruhm und Ehre, nach dem Preis auf Lasterwegen,
Nach der Beute auf den dunklen und geheimen Seitenstegen
Geht's im freien Spiel der Kräfte. Kampf heißt jede flücht'ge Stunde,
Kampf um Güter, Macht und Rechte! Wer nicht mitkämpft, geht zugrunde.

In dem Weißen Roß beim Glase sitzt der Freiherr mit dem Klemmer,
Neben ihm der Theologe, rings umher ein Dutzend Schlemmer.
Nahebei, beim Kartenspiele, noch im Hörbereich von ihnen,
Sitzt der Vollmond, um beim Skate sich das Biergeld zu verdienen.
All das bunte Leben draußen, all das Hasten und das Wagen
Kümmert sie nicht im geringsten. Laßt die Welt sich schinden, plagen,
Kämpfen, um die Ehre ringen, handeln und nach Gütern trachten!
Sie, sie schlagen ganz gemächlich in der Schenke ihre Schlachten.

„Hör' mal, Leutnant von der Elbe," spricht der Theolog gemessen,
„Weißt du schon, daß der Marineleutnant letzte Nacht gesessen?
Auf der Straße schwer betrunken fanden ihn ein paar Passanten,
Die dann zu dem armen Schlucker einen Polizisten sandten.
Dieser ließ den Wagen kommen, nach der Wache ging's im Trabe,
Und die Nacht in einer Zelle schmachtete der alte Knabe.

Heute früh ließ seine Freunde telephonisch er ersuchen,
Sich für ihn bei den Behörden zu verwenden. Aber Kuchen!
Keine Seele wollt' ihm helfen, Niemand wollte sich blamieren,
Und der Leutnant der Marine mußte ins Gericht spazieren.
Dorten rief er telephonisch einen alten Zunftgenossen
Von der Presse an um Hilfe. Dieser ging sogleich entschlossen
In Person zum „Suprintendent" uns'rer hohen Polizei,
Und so ward in letzter Stunde der bedrängte Leutnant frei.
Freilich," fügt der Theologe noch hinzu mit viel Emphase,
„Hat der arme Leutnant leider eine arg zerschmiss'ne Nase
Aus dem sehr bedauerlichen Vorfall mit davongetragen
Und deswegen mag er heute sich nicht in Gesellschaft wagen."

Just in diesem Augenblicke, ehe noch verhallt die Worte,
Tritt Ahasverus, der Jude, lächelnd durch die offne Pforte.
„So?" ruft er, als er des Leutnants Aventure nun vernommen,

„Wundert mich nicht im geringsten, denn es mußte ja so kommen,
Denn das Leben rächt in tausendfält'gem Walten früh und später
Jeden Frevel gegen Ordnung und Natur am Abeltäter.
Ja, so geht es! Und der Leutnant mußte in das Loch spazieren?
Tut mir leid, der arme Knabe! Kann uns andern auch passieren!"

„Hör'n Sie mal," schnarrt zu Ahasver von der Elbe. „Ihr Geschwätze
Gegen Frevel an der Ordnung, gegen die Naturgesetze
Ist ein Blödsinn ohnegleichen. Haben ja nicht eine blasse
Ahnung von der ganzen Sache, Männlein aus der Judengasse!
Glaub', es hat die Geisteschol'ra stark den Schädel mitgenommen,
Oder wär's vielleicht Verstopfung? Lassen Sie den Tierarzt kommen!"

„Sie mit Ihrer gift'gen Schnauze!" brüllt Ahasver, und es schwellen
Zornesadern auf der Stirne und hervor die Augen quellen.
„Achten Sie auf Ihre Rede, sonst hau' ich Sie auf die Lappen,

Daß Sie mit der ganzen Weisheit wie ein Hund zusammenklappen.
Scheint, daß Sie am Klassendünkel leiden und am Kassenschwunde,
Und am chron'schen Hochmutsfieber, Männlein mit dem großen Munde!"

„Nicht so hitzig, wozu streiten?" fällt der Theolog dazwischen,
„Von der Elbe sollt' es meiden, andern stets eins auszuwischen.
Und Sie mit der Wetterseele sollten weniger den rohen
Ton anschlagen, wie Sie pflegen, und gleich mit dem Faustrecht drohen.
Von der Elbe hat, Ahasver, Ihre Worte mißverstanden,
Weil Sie für den Grundgedanken nicht den rechten Ausdruck fanden.
Was Sie wirklich sagen wollten und dem Falle applizieren,
War: ‚Was jenem zugestoßen, kann mir einmal selbst passieren.'"

„Hahaha!" lacht von der Elbe. „Gut! Nur stets das Rohe rügen,
Immer den Vermittler spielen und dabei ein bißchen lügen.

Pfaffenwort auf glatter Zunge iſt von je der Fegebeſen
Für den Trug und all den Kehricht hier auf dieſer Welt geweſen!“

„Willſt du mir von deiner Galle etwa hier ein Pröbchen geben?“
Fragt ihn d'rauf der Theologe fordernd, und mit Zornesbeben.
„Pfaffe bin ich wohl geweſen, und mein Beſen fegt geſchwinde,
Jetzt fegt er den Schmutz beiſeite, den ich hier am Tiſche finde!“
Spricht's und nimmt ſein Glas vom Tiſche und die Freundſchaft war zu Ende.
Von der Elbe ſchluckt den Ärger und klatſcht höhnend in die Hände.

„Was, zum Teufel, iſt denn los hier? Wird hier ein Konzert gegeben?“
Fragt ein Gaſt, der eingetreten, von der Elbe. „Ach, ſoeben,“
Giebt der Freiherr zur Erwid'rung, „übt ich mich beim Ferkelſtechen,
Und da wollte ſich ein Jude und ein Pfäfflein an mir rächen!“
D'rauf erzählt er dem Bekannten, wie es war zum Streit gekommen,
Und wie man den Leutnant geſtern in der Nacht in Haft genommen.

„Hm!“ meint jener nach der Rede. „Wie kann man sich alterieren,
Wenn sie einen solch verkomm'nen Lumpen schließlich arretieren?
Tag und Nacht nur in der Schenke! Branntwein! Kann das anders enden?
Wegen eines solchen Menschen würd' ich nie ein Wort verschwenden.“

„Hör'n Sie mal, mein sehr verehrter Herr, es scheint, Sie sind beflissen,
Schimpf auf einen Mann zu häufen, der mit seinem reichen Wissen
Und mit seinem edlen Wesen Spielball ward der Schicksalsmächte,
Denn er ragt, der Lump, mein Lieber, berghoch über euch Gerechte!“

„Na, ich danke! Wohl mit Schulden! Der?“ — Da wird's mit einem Male,
Eh' der Gast den Satz vollendet, totenstill im Kneiplokale.
Ungesehn, auf Schattenspuren, kam ein neuer Gast gegangen,
Und es bleichte jäh die Röte auf Ahasvers bärt'gen Wangen.
Schnitter Tod erschien und streckte nach ihm seine Knochenhände:
„Komm, die Uhr ist abgelaufen! Deine Zeit ist nun zu Ende!“

Von dem Schlag ins Herz getroffen röchelnd war
er hingesunken,
Und kein eingeflößter Branntwein fachte neu den
Lebensfunken.
Schwere, kurze Odemzüge brachen nur das tiefe
Schweigen,
Vor der Majestät des Todes mußte sich das Leben
neigen.
In das große Nichts hinüber glitt ein Hauch, um
in den Winden
Des Uralls, dem wesenlosen, in der Leere zu ver-
schwinden. —
Horch! Das Schweigen wird gebrochen! Ambulanz, —
der Ton tönt schrill!
Rasselnd kommt es angefahren! Noch ein Schlag!
Die Uhr steht still.

* *
* •

Grad' drei Tage später ist es. In dem Weißen Roß
beim Becher,
Mitten unter Mauerblümchen, sitzt die alte Zunft
der Zecher.
Zu dem Stimmendurcheinander ein'ger zwanzig Bier-
philister
Schlägt den Takt mit hellem Klange dort des Wirtes
Geldregister.

Stets im Takte geht das Zahlen und im Takte geht das Zechen,
Bis sie, was durchaus nicht selten, schimpflich Wort durch Hiebe rächen.
So im immergleichen Takte geht es abwärts auf den schiefen
Bahnen, welche immer näher führen zu des Lebens Tiefen.

Ganz dieselben Gäste sitzen an den Tischen längs der Wände,
Und die allermeisten waren Zeugen von Ahasvers Ende.
Heute wird er nun bestattet, der mit manchem sich gemessen,
Wenn's zum Zechen ging im Takte. Und nun ist er schon vergessen.
Doch im Nebenzimmer denken seiner ein'ge Zechgenossen,
Die zu einer Totenfeier sich hier eng zusammenschlossen.
An der Tafel sitzt beim Branntwein unser Leutnant der Marine,
Neben ihm sein Freund, der Vollmond, mit der weltzufried'nen Miene,
Von der Elbe mit dem Klemmer, Doktor Not, der Zunftgenoß,
And're Freunde von Ahasver, und der Wirt vom Weißen Roß.

Daß Ahasverus, der Wandrer, plötzlich ward des Todes Beute
Iſt beim Takt des Geldregiſters Thema des Geſpräches heute.
Und im Takt in monotoner Weiſe klingen Totenlieder
Mitten in dem Lärm der Schenke. Draußen träuft der Regen nieder.
Eben intoniert mit tiefer, reſonnanter Baſſoſtimme
Doktor Not, der Mediziner, eine neue Totenhymne.
Und vom Rhythmus ſchwer getragen, klingt aus der Lebend'gen Kreiſe
Langſam, traurig, im gedämpften Tone dieſe Totenweiſe:

Sie tragen, ſie tragen den Freund hinaus,
Der jäh aus dem Leben entſchwunden,
Den Wandrer, den Wandrer, der im Gebraus
Des Lebens nie Ruhe gefunden.

Sie fahren, ſie fahren den Weg entlang
Zur Stätte der Flammen und Aſche,
Wir aber beklagen im Gruftgeſang
Das Ende, das raſche, das raſche.

Der immer, der immer das Grab gehaßt,
Soll nimmer im Dunkel vermodern,
Es ſollen die Hülle in Sargesraſt
Die Flammen, die Flammen umlodern.

Er fahre, er fahre auf Feuersglut
Hinüber zur Ruhe, der süßen,
Wir aber lassen im pflicht'gen Tribut
Durch ihn die Ewigkeit grüßen.

Während in der dumpfen Schenke Lärm und Totensänge walten,
Wird, entfernt, im Feuerhause die Bestattung abgehalten.
Nur ein Häuflein von Verwandten stehn im Kreise um den Toten,
Sängerbrüder und der Redner, den zur Feier man entboten.
Und nun läßt der Theologe seiner Rede Brünnlein fließen,
Bis sich Worte und Gedanken flutengleich am Sarg ergießen:

[1]) „Freunde wert! Die alten Römer ließen uns das Wort der Größe,
Stets den Toten nur das Gute nachzureden, nie das Böse.
Diese schöne, goldne Regel soll uns an der Bahre gelten,
Um so mehr, als Lästerzungen gerne auf Verstoß'ne schelten,
Um so mehr, als viele Hände wurfbereit, dem Angedenken

[1]) Nach dem Original frei versifiziert.

Dieſes Mannes Steingeſchoſſe ſelbſt im Tode noch zu ſchenken,
Je mehr eitle Phariſäer abſeit mit gerümpfter Naſe
Stehen, und mit hohngeſchürzten Lippen auf den Mann der Straße
Deuten, rufend: Gott, ich danke, danke dir mit frommen Sinn,
Daß ich nicht wie dieſer Zöllner, und wie and're Leute bin.

Was rief doch des Galiläers Donnerſtimme jenen Wichten,
Jener ſaubern Zunft entgegen, als ein Weib ſie wollten richten?
‚Wer von euch iſt ohne Sünde, wer ſich nie des Fehltritts zieh,
Hebe ſeine Hand und werfe jetzt den erſten Stein auf ſie!‘
Hoffentlich iſt ihrer keiner hier an dieſem Ort zugegen,
Sonſten möchten ſich die Wunden des Erſchlag'nen wieder regen,
Wieder bluten, wie einſt wieder Siegfrieds Todeswunden floſſen,
Als der mörderiſche Hagen an den Sarg trat. Ja, Genoſſen!
Seine Wunden! Er hat manche in des Lebens Kampf empfangen,
Bis er wie der Hirſch im Walde toteswund dahin gegangen.

Nicht romantisch war sein Ende. Seine letzte Lebensstunde
Schlug dem Wandrer ohne Warnung, plötzlich in der Freunde Runde.
Mitten in dem kalten Herzen einer kalten Stadt, verlassen,
Obdachlos und ohne Heimat, mußte er im Tod erblassen.
Nein, es war sein Lebensende nicht romantisch, das Geleit
In das Ew'ge gab des Tages grausam starre Wirklichkeit.

Ihr, ihr kanntet ja den Toten, kanntet sein verfehltes Leben,
Aber wer, ihn recht zu kennen, hat sich je die Müh' gegeben?
Die Erscheinung, die groteske, sein Humor im Freundeskreise,
Die vulkan'schen Explosionen seiner Unterhaltungsweise,
Seine mächt'ge Bärenstimme, seine kräft'gen Wetterreden —
Alles das lebt ja voll Frische im Gedächtnis eines jeden.
Aber, ach, wie wen'ge haben jemals sich die Müh' genommen,
Dem Kontrast im Sein und Scheinen jemals auf die Spur zu kommen,

Denn sein Auß'res und sein Inn'res standen schroff
im Widerstreite. —
Wer, wer kannte ihn als Menschen, wer von seiner
lichten Seite?

Weich war sein Gemüt. Er liebte Blumen, Kinder
und das Schöne,
Offen für die Kunst sein Auge, offen war sein Ohr
für Töne.
Für die Poesie des Lebens, offen für des Wissens
Pflege
War das Herz des Hingeschied'nen. — Doch, er stand
sich selbst im Wege.

Wunderlichen Heil'genscheines, Zerrgebild der Zeit
und Sitten,
Einem Blocke gleich, erratisch, lag er da in unsrer
Mitten.
Über Herkunft und sein Leben liegt ein Schleier,
den zu heben
Er zu stolz, und mit ihm schwindet sein Geheimnis
aus dem Leben.
Sicher ist, wir haben wen'ge Hoffnungen mit ihm
begraben,
Doch wer weiß, wie viel Erinn'rung wir hierher
getragen haben?
Große Tränen sah man rollen über seine bärt'gen
Wangen,
Wenn die lust'gen Sängerbrüder traurig das ‚Ver-
lassen' sangen.

Niemals iſt er ſchlecht geweſen und kein Menſch
von eitlem Wähnen.
Schlechte Menſchen, werte Freunde, ſchlechte haben
keine Tränen.
Er war weder ein Schmarotzer noch Verleumder.
Wenn im Grimme,
Hob er gegen die Gemeinheit und die Heuchelei
die Stimme,
Und wenn er dann räſonnierte, bis durch ſeinen
Lärm er ſtörte,
War es, weil das Phariſäertreiben ihn mit Recht
empörte.
Und doch! Wenn er wetternd tobte, konnten wir es
oft vernehmen,
Wie ein Scherzwort der Entrüſtung Wortſchwall
ſchnell vermocht' zu lähmen,
Wie dann gleich dem Sonnenblicke übers Land, das
wildumbuſchte,
Über die phantaſt'ſchen Züge mild ein kindlich Lächeln
huſchte.

Doch beging er ein Verbrechen, das ihm das Ge-
wiſſen bindet,
Das im Kodex der Geſellſchaft nimmermehr Ver-
zeihung findet,
Dem im Lande der Erfolge die Vergebung iſt ge-
nommen:
Es gelang ihm nie im Leben, auf den grünen Zweig
zu kommen!

Doch wer mag ihn drob' verdammen? Eher laßt uns ihn beklagen,
Der nicht fand, was ihm das Leben einst versprach in beff'ren Tagen.
Freunde! Was er einst gewesen und wie er zu dem im Leben
Worden, was er war, die Antwort kann darauf uns niemand geben.
Mögen and're weiter reden, was der Lästermund ersann,
Wir, wir kannten ihn als einen sturmgeprüften Wandersmann."

* *
*

Abend ist es längst geworden. In der Schenke Nebenzimmer
Beim Pokal zur Totenfeier sitzt der Zecher Schar noch immer.
Sänger sind dazu gekommen, die mit zur Bestattung wallten,
Auch der Theolog dazwischen, der die Rede dort gehalten.
Er und von der Elbe haben neu in Freundschaft sich vereidigt,
Ihre letzten Differenzen hat Ahasvers Tod beseitigt.

Von Ahasver wird gesprochen, daß von Adel er gewesen,
Wenn man auch vor seinem Namen nie das Wörtchen „von" gelesen,

Daß er einſtens beſſ're Tage in der alten Welt geſehen,
Daß er mehr gewußt wie viele, die ſich gern ein bißchen blähen,
Daß er mehr gekonnt wie mancher, der mit ſeinem Können prahle,
Und vor lauter Bildungsdünkel wie im Spruch der Eſel ſtrahle,
Daß jedoch ein feindlich Walten Ruhe ihm und Glück genommen,
Und ſo ſei er zu des Lebens Proletariat gekommen,

„Und Ahasver war ein Dichter!“ läßt ſich Doktor Not vernehmen,
„Und fürwahr des Dichterwortes brauchte er ſich nicht zu ſchämen.
Freilich hat er nie die Kinder ſeiner Muſe feilgeboten,
Wenn ihm auch die heil'gen Flammen mächt'gen Drangs die Bruſt durchlohten.
Und da kam's, daß er, der manches wahrhaft dichteriſch geſchrieben,
Jedermann, und ſelbſt den Freunden, gänzlich unbekannt geblieben.
Ich, dem er ganz im Vertrauen und beſcheiden hin und wieder
Ein'ges ſeiner Muſe zeigte, habe von ihm ein paar Lieder.“

„Na, Sie schwärmen wohl ein wenig!“ lallt der Leutnant der Marine,
Von der Elbe sieht den Doktor an mit zweifelhafter Miene.
Er war überhaupt im ganzen Redeakte stumm geblieben,
Und er fand die Totenfeier lächerlich und übertrieben.
Manches Wort war auch gefallen, das gewaltig ihn verdroß,
Doch er schweigt, denn heute trinkt er freies Bier im Weißen Roß.

„Diese Zeilen,“ spricht der Doktor und entfaltet einen Bogen,
Den er eben aus der Tasche seines Rocks hervorgezogen,
„Dürften Ihnen von der Dichtkunst jenes Manns ein Pröbchen geben,
Und den Schlüssel zu des Wandrers Not und Ungemach im Leben.“
Und Ahasvers schlichte Verse, die dem tiefen Leid entsprossen,
Trägt er nun im warmen Tone halblaut vor den Zechgenossen:

Sagt, habt ihr das Glück gesehen,
Jenes Weib der flücht'gen Stunde,
In dem Blick die ew'ge Jugend,
Die Verheißung auf dem Munde?

Einſt, — ich glaubte mich betrogen —
Wagt ich es, dem Glück zu fluchen.
Und es ſprach: Der mich geläſtert,
Soll mich fortan ewig ſuchen.

Keine Ruhe ſoll er finden,
Wahre Freude ſoll ihn fliehen,
Und er ſoll auf irren Spuren
Glücklos durch das Leben ziehen.

Sagt, habt ihr das Glück geſehen?
Nur noch einmal laßt mich werben
Um ſein Lächeln, um den Frieden,
Oder, Brüder, laßt mich ſterben.

„Nicht umſonſt," ſchließt nun der Doktor, „hat Ahasver er geheißen,
Ruhlos, wie der ew'ge Jude, mußte er durchs Leben reiſen,
Bis er müde hingeſunken und verſchieden wie die andern.
Ruh' und Friede ſeiner Aſche! Doch ſein Lied wird weiter wandern."

* *
*

Wohl ein Mond iſt's, ſeit Ahasver übergeben man den Flammen,
Wieder ſitzt die Schar der Zecher in dem Weißen Roß beiſammen.
Außer den bereits bekannten fünf obſkuren Exiſtenzen

Sieht man noch ein Dutzend and're heut' den Zecherkreis ergänzen.
Fremde sind es, die vom Westen und vom Osten wie Kometen
Aufgetaucht und nun erschienen in der Bahn der fünf Planeten.
Denn, was aus der Bahn geworfen, unstät kreist im irren Fluge,
Findet sich, es ist erstaunlich, alsbald ein in diesem Kruge.
Flackernd kommen sie gezogen, irrwischgleich sind sie verschwunden,
Niemand weiß, woher sie kamen und wohin die Vagabunden.
Offiziere und Barone sind es, und nicht selten Grafen,
Die sich seit Bestand der Schenke hier zu Schmaus und Kurzweil trafen.
Heute sitzen sie beim Schoppen, die Verfechter der Kantine,
Denn es gilt den Abschied feiern für den Leutnant der Marine.

Aber Jahr und Tag im Leben ohne jeden Halt geblieben,
Gleich dem Treibholz an der Küste, wild vom Sturm ins Meer getrieben,
Ohne Weib, das ihn verlassen, ohne Stellung, ohne Habe,
Ging er in der Stadt, der reichen, längst dahin am Bettelstabe.

Schon, als er noch im Berufe, war ihm Heimat jede Schenke,
Und die Münzen alle schwanden für Zigarren und Getränke;
Schon in seinen bess'ren Tagen litt er, durch den unerhörten
Leichtsinn, Mangel an Finanzen, und die Schulden sich vermehrten.
Zwischen Lehrsaal, Stube, Kneipe war sein Dasein hingeflossen,
Da ihm außer Schenkentüren alle andern längst verschlossen.
Dann, nachdem selbst eine Stube fehlte, bitter seine Not,
War Asyl ihm ganz die Schenke, die ihm Schutz und Labung bot.

Seinem Elend abzuhelfen, aus der Gosse ihn zu holen,
Hatten Freunde einer Zeitung in Chicago ihn empfohlen.
Morgen soll in aller Frühe nach der Gartenstadt er reisen,
Um den Posten anzutreten und fortan ein Mann zu heißen.

„Wenn ich nach Chicago komme," hört man ihn jetzt explizieren,
„Lasse ich vor allen Dingen erst einmal das Pokulieren.

Und sodann laß ich das Schwärmen bis zur frühen Stunde bleiben,
Werde literarisch wirken und für Magazine schreiben,
Werd' fortan um alle Klippen steuern meinen Lebensnachen,
Kurz, ganz gründlich all dem alten Schlendrian ein Ende machen!"

„Hm! Das sind so eig'ne Dinge!" meint der Doktor mit Bedenken,
„Schwer, ein sturmverschlag'nes Fahrzeug wieder in den Kurs zu lenken!
Doch, Genossen, da die Rede auf die Seefahrt ist gekommen,
Und der Freund in unsr'er Mitte neuen Steuerkurs genommen,
So gestatt' ich mir, zum Wohle diesen Trinkspruch ihm zu bringen:
‚Möge ihm, dem alten Seemann, diese schwere Fahrt gelingen!'"

„Hoch! Bravo! Hoch soll er leben!" tönt es rings beim Gläserklange.
„Daß er richte," ruft der Vollmond, „nach dem Wind die Segelstange,
Vor dem Sturm die Segel reffe, und den Kompaß stets zur Seite,
Kurs nach Westen, fest das Steuer! sei mein Trinkspruch zum Geleite!"

„Meine Herren! Da wir eben, wie es scheint, in See gestochen,
Und der Vollmond fahrplanmäßig wundervoll vom Wind gesprochen,
Will ich," spricht nun von der Elbe, „auch im naut'schen Sinne sprechen,
Und, gleich meinen Fachgenossen, wie ein Seemann radebrechen.
Auf der Schiffahrt durch das Leben gilt's, das Fahrzeug flott zu halten,
Es zu wahren vor der Sandbank und der Brandung Sturmgewalten.
Achzt im Strudel das Gefüge, sitzt der Kiel fest auf dem Riff,
Hilft kein Kompaß und kein Segel, untergehen muß das Schiff.
Darum soll der rechte Schiffer stets das Senkblei sich bewahren.
Unser Freund hat's unterlassen, darum ist er festgefahren.
Auf Untiefen der Philister, in dem seichten Alltagsleben,
Wo nicht Bahn für seinesgleichen, blieb sein Schiff im Sande kleben.
Ergo, daß er mit dem Senkblei stets die rechte Tiefe wahre
Und nicht wieder auf die schlamm'ge Sandbank der Philister fahre,

Sei der Trinkſpruch, meine Herren, den als Freund ich mir geſtatte, —
Wimpelwehend durch des Lebens Wogen ziehe die Fregatte!“

„Hoch! Bravo! Stoßt an! Es ziehe unſer Freund auf glatten Wegen!“
Schallt's dem Leutnant der Marine aus dem Zecherkreis entgegen.

„Halt! Silentium! Die Reihe,“ ſpricht der Theolog gemeſſen,
„Iſt an mir. Ihr habt ein Rüſtzeug wahrer Seemannskunſt vergeſſen.
Wenn der Lenker der Fregatte überſchifft des Meeres Weiten,
Läßt er, wenn erreicht der Hafen, auf den Grund den Anker gleiten.
Auf dem Grunde feſtgehalten, trotzt ſein Schiff dem Wettertoben,
Wird es auch von mächt'gen Wogen bergehoch emporgehoben.
Wenn Sie nach Chicago kommen, ankern Sie ſich feſt im Leben,
Und daß Ihnen dies gelinge, will ich nun mein Glas erheben.“

„Meine Freunde,“ ſpricht der Leutnant, „meine Freunde — äh — ich habe —“
Und nun ſtockt er, denn es fehlte ihm von je die Rednergabe,

„Naut'sches Wissen mir erworben, gründlich auch,
ich darf's wohl sagen,
Aber nie, wie Sie soeben, es ins Leben übertragen.
Werde Ihrer schönen Worte — äh — mit Freuden
oft gedenken,
Und von morgen an mein Schifflein ganz in neue
Bahnen lenken!"

„Freunde! Wenn die Abschiedsstunde schlägt und
hell die Gläser klingen,
Ist es Usus bei den Deutschen, auch dazu ein Lied
zu singen!"
Doktor Not spricht es und weitet sangbereit die
kräft'gen Lungen:
„Aufgepaßt! Es wird das neue Schifferlied ‚Frisch
auf' gesungen."

Drauf hört man in raschem Tempo diesen Sang im
Chor erschallen,
Daß im Weißen Roß die Zimmer und die Wände
widerhallen:

Frisch auf! Es bläht der frische Wind
Die Segel auf! Fahr zu!
Auf Wogen fährt das Schiff geschwind
Dem fernen Strande zu.
Und in der Tiefe donnert's hohl —
Fahr wohl!

Im Osten geht die Sonne auf,
Es glänzt die Wasserbahn,

Die Möwe zieht, dem Wogenlauf
Folgt kühn der ſchwanke Kahn.
Und in der Tiefe donnert's hohl —
Fahr wohl!

Fahr wohl, fahr wohl! Das weite Meer
Hat nimmer Ruh' und Raſt,
Entfeſſelt fährt der Sturm daher,
Und bricht den ſtärkſten Maſt.
Und in der Tiefe donnert's hohl —
Fahr wohl!

Und hält der Kiel den Wogen Stand
Im wilden Wetterbraus,
Dann ruheſt du am ſich'ren Strand
Von allen Stürmen aus.
Und in der Tiefe donnert's hohl —
Fahr wohl!

* *
*

Wieder iſt ein Mond vergangen und der Sommer eingezogen,
In der Schenke zecht der Freiherr tapfer mit dem Theologen.
Eben kommt der Mediziner, Doktor Not, und läßt ſich nieder,
Unweit mit zwei Wenzelrittern ſitzt beim Skat der Vollmond wieder.

„Was mag wohl der Leutnant machen? Er hat doch beſtimmt verſprochen,
Uns zu ſchreiben," ſpricht der Freiherr, „und das ſind bereits vier Wochen."
„Gehn Sie mir mit Ihrem Leutnant!" ruft der Doktor. „An dem Toren
Iſt, ſoll mich der Teufel holen, Hopfen, Malz und Geld verloren.
Meine Achtung vor dem Manne iſt dahin. Denn ſein Gebahren
Iſt das eines Lotterjungen. Haben Sie's noch nicht erfahren?"

„Hör'n Sie mal, mein ſehr verehrter Doktor Not, ich wollte ſchwören,
Wenn Sie bei dem Lotterjungen einen einz'gen Cent verlören!
Haben Sie," betont der Freiherr, „ihm das Reiſegeld geliehen?"

„Sie etwa?" betont noch ſchärfer Doktor Not. „Es ſcheint, Sie ziehen
Mich ein wenig auf, Verehrter! Nein, bei mir und auch bei Ihnen
Iſt der Leutnant, als er pumpte, zweifelsohne nicht erſchienen,
Aber and're gute Seelen haben Baar ihm vorgeſchoſſen, —
Das er dann in aller Eile durch die Kehle hat gegoſſen!"

„Sind Sie da nicht falsch berichtet? Als er morgens früh um sieben
Abschied nahm in meiner Wohnung, wo er über Nacht geblieben,
Hat er außer freiem Passe für die Reise nichts besessen.
Und halb acht ist er gefahren," spricht der Theolog gemessen.

„Ach, um zwölf Uhr haben Leute ihn noch in der Stadt gesehen,
Und benebelt, daß er konnte kaum noch auf den Beinen stehen!"
Spricht zum Theolog der Doktor. „Ja, das hab ich auch vernommen!"
Sagt der Wirt vom Weißen Rosse, der just an den Tisch gekommen.
„Aber auf dem neuen Posten läßt er wohl das Branntweintrinken —"
„Ach, auf seinem neuen Posten kocht er Würste, Speck und Schinken."

„Hör'n Sie mal —" will von der Elbe hier den Doktor unterbrechen.
„Hör'n Sie mal," äfft jener, „lassen Sie mich erst zu Ende sprechen.
In der Zeitung ist der Leutnant überhaupt ja nicht gewesen,
Denn ich habe selbst das Schreiben ihres Redakteurs gelesen.

Gleich, nachdem er in Chicago und im Sanktum angekommen,
Sagte er, der Bierdurst habe ihn ein wenig mitgenommen.
Doch, man reichte ihm ein Schildchen, silbern, wie's Reporter tragen,
Und ich glaub', das hat dem Fasse noch den Boden ausgeschlagen.
Denn schon hier war dieser Posten ihm verhaßt und eine Bürde.
Er, ein Offizier! Reporter! Das war unter seiner Würde."

„Und mit Recht!" ruft von der Elbe. „Ganz der Standpunkt, der vonseiten
Eines Offiziers begreiflich —" „Ach, darüber läßt sich streiten!"
Fällt ihm Doktor Not dazwischen. „Ist's nach Ihrer Meinung besser,
Wenn er jetzt, statt zu berichten, schwingen muß das Küchenmesser?
Ist es etwa eine Ehre, als Faktotum einer Schenke
Schinken schneiden, Würste schälen? — Doch das nebenbei. Ich denke,
Darin sind wir nicht uneinig. Wie's der Leutnant hat getrieben
In Chicago, hat die Zeitung neulich erst hierher geschrieben.

Jenes Schild aus blankem Silber bot er feil in Kneiplokalen
Und ließ sich von einem Käufer dreißig Cents dafür bezahlen.
Resultat: Am nächsten Tage kam's der Redaktion zu Ohren,
Und der Leutnant hat natürlich seinen Posten drauf verloren.
Doch, das ist noch nicht das Ende. Als er durch den beispiellosen
Leichtsinn gänzlich sich verlassen sah in jener Stadt, der großen,
Kam er wieder in das Sanktum, glaub', es war am dritten Tage,
Diesmal nüchtern und erzählte, wie verzweifelt seine Lage.
Könnt' er nur zurück, das würde neu die Hoffnung ihm beleben,
Und so haben sie ihm wirklich einen Paß zurückgegeben.
Doch der Redakteur des Blattes schien dem Leutnant nicht zu trauen,
Und er engagierte einen, ihm ein wenig nachzuschauen.
Mit dem Passe in der Tasche, einem Paß auf tausend Meilen,
Sah man ihn zur selben Stunde noch zu einem Makler eilen.

Mit den blanken Silberlingen, die der Handel eingetragen,
Hat er sich dann in Chicago eine Zeitlang durchgeschlagen.
Und, wie ich vorhin erwähnte, schneidet jetzt der Herr Adept
Dort in einer der Spelunken Wurst und Schinken nach Rezept."

„Hör'n Sie mal, die Art und Weise, wie Sie uns den Fall berichten,
Läßt vermuten," schnarrt der Freiherr, „daß Sie solche Klatschgeschichten
Mit Vergnügen kolportieren. Außerdem ist zu beachten,
Daß den Stand des Offiziers ich als meinen muß betrachten." —

„Hör'n Sie mal, die Art und Weise, wie Sie mich moralisieren,
Zeigt, daß unter Klassendünkel Sie gewaltig laborieren!"
Schreit in sehr gereiztem Tone Doktor Not, und seine Stimme
Zittert, zum Erstaunen aller, förmlich von verhalt'nem Grimme.
„Wer hat überhaupt von Ihnen, mein verehrter Herr, gesprochen?
Sie, Sie haben wieder einmal selbst den Streit vom Zaun gebrochen!

Von dem Leutnant war die Rede, daß er Schinken kocht und Suppe, —
Daß er Offizier gewesen, ist mir ganz verteufelt Schnuppe.
Übrigens, Beleidigungen möcht' ich ernstlich mir verbitten!
Werfen Sie sich nicht, Verehrter, auf zum Richter meiner Sitten!"

„Hahaha!" lacht von der Elbe. „Ah! Das nenne ich brillant!
Ironie, die selbstgeübte, ist für mich stets intressant.
Sittenrichter! Wär ich gerne, wenn ich eben nicht vergäße,
Daß Sie leider keine Sitten —" „Lassen Sie die dummen Späße!"
Unterbricht voll Zorn den Redner Doktor Not. „Sie sind ein Flegel!
Und die hau' ich auf die Schnauze! Sehn Sie, das ist meine Regel!"
Drohend ballt er beide Fäuste. „Ruhe! Keine Tätlichkeiten!"
Ruft der Wirt. Und „Ruhig, Doktor!" schallt es rings von allen Seiten.
Von der Elbe greift zum Hute: „Hau'n Sie sich mit Ihresgleichen,
Vorderhand will ich der Roheit und der Unverschämtheit weichen!"

„Schade, ſchade!“ ruft bedauernd, als der Störenfried gegangen,
Nun ſein Freund, der Theologe. „Hat er nicht ſelbſt angefangen?“
Repliziert der Mediziner. „Jeder, Sie nicht ausgenommen,
Hat mit dieſem biſſ'gen Wichte mehr als einmal Streit bekommen.
Iſt's ein Wunder, daß das Giftmaul nirgends mehr iſt wohlgelitten,
Denn mit wem hat der Schmarotzer ſich noch nicht herumgeſtritten?“
„Kann den Kerl ja auch nicht leiden!“ ſpricht der Wirt. „Und, im Vertrauen,
Zwiſchen uns, mich ſollt' es freuen, würd' er einmal durchgehauen;
Doch bei mir darf's nicht geſchehen, Doktor, denn bisher genoß
Einen Ruf wie keine Schenke in der Stadt das Weiße Roß.“

* * *

Nach des Weſtens Metropole auch die Gartenſtadt geheißen,
Sieht man eines Sommertages unſern Freund, den Vollmond reiſen.
Denn es wird von Wenzelrittern ein Tournier dort abgehalten.

Und wo immer in dem weiten Lande Daus und Wenzel walten,
Ist er stets dabei. Die Karten sind bei ihm das zweite Leben
Und ein Skattournier versäumen würde er sich nie vergeben.
Eher hätte er sich wahrlich einen Finger abgebissen,
Doch woher er's Geld bekommen, das kann er nur selber wissen.

Eben ist er mit dem Zuge in der Weltstadt angekommen,
Und nun heißt's in einer bill'gen Kneipe schnell Quartier genommen.
Durch das Branden und das Wogen des Verkehrs im untern Teile
Groß-Chicagos schreitet unser Wenzelritter sonder Weile.
Endlich hat nach langem Suchen eine Schenke er gefunden,
Und er läßt sich dort beim Biere einen Freibiß trefflich munden.
Dann — erst morgen hau'n sich Ritter und die Knappen um die Preise —
Unternimmt er voller Muße eine kleine Straßenreise.

Nach dem Sanktum jener Zeitung von des Leutnants Angedenken
Sieht man im Gewühl der Straßen suchend ihn die Schritte lenken.

Bald nach kurzer Wand'rung findet er des Blattes Offizine
Und erfährt dort die Adreſſe von dem Leutnant der Marine.

Noch im Herzpunkt Großchicagos, doch ſeitab vom Hauptverkehr,
Liegt die Schenke, die gewieſen ihm des Blattes Redakteur.
Eine ganz kommune Kneipe, etwa von demſelben Schnitte
Wie das Weiße Roß zu Hauſe, iſt es, die mit wucht'gem Schritte
Unſer Vollmond. nun betreten. Sechs verſchied'ne Exiſtenzen
Laſſen ſich vom Schankgehilfen Whisky, Bier und Wein kredenzen.
Einer iſt, wie's ſcheint, ein Fuhrmann, der ſich gütlich tut beim Biere,
Und ein zweiter iſt ein Schlächter, — Lumpen ſind die andern Viere.

Mächt'gen Bauchs in einer Ecke ſitzt und ſchnarcht in einer Leier,
Wie ein Bär, der Wirt der Schenke, allem Anſchein nach ein Bayer.
Unſer Vollmond läßt am Tiſche ſeine Schwere niederſinken,
Und beginnt dann mit Behagen einen Schoppen auszutrinken.

„Bier famos!“ ſpricht zu ſich ſelber er darauf mit Kennermiene,
Und fragt dann den Schankgehilfen nach dem Leutnant der Marine.
„Unſer Kellner?“ meint derſelbe, und macht allerhand Grimaſſen,
„Der hat ſich ſeit letztem Samstag hier nicht wieder ſehen laſſen.
Und der Wirt hat einen andern geſtern in den Dienſt genommen.“
„Das iſt ſchade! Hol's der Deibel! Bin ich doch umſonſt gekommen!
Wiſſen Sie vielleicht die Wohnung, oder was er angefangen?“
Iſt er nur vielleicht auf eine kleine Bummeltour gegangen?“
Fragt hierauf der Wenzelritter. „Wo er hin? Mein Herr, da fragen,“
Gibt zur Antwort der Gehilfe, „Sie mich mehr, als ich kann ſagen.
Aber warten Sie! 's iſt möglich, daß vielleicht der Wirt die Nummer
Seiner Wohnung weiß zu ſagen.“ Und er weckt ihn auf vom Schlummer.

Unſer Gaſt erklärt dem Wirte nun in ſehr gewicht'ger Weiſe,
Daß er zum Turnier gekommen und den Zweck der Nebenreiſe.

„So — so — so!“ meint drauf der bied're Wirt, und gähnt in Parentheſen.
„Ja, der Mann iſt ſchon ſeit Samstag leider nicht mehr hier geweſen.
Ohne nur ein Wort zu ſagen, iſt er einfach fortgeblieben.
Sagen Sie, was hat der Vogel eigentlich vorher getrieben?“ —

„Draußen war er Offizier, ſpäter ſtieg er aufs Katheder,“
Spricht der Gaſt, „und eine Zeit lang führt' er für ein Blatt die Feder.“

„So — ſo — ſo! Warum denn aber hält er da nicht wieder Schule?“
Fragt der Wirt den Wenzelritter. „Ja, mein Freund, vom Lehrerſtuhle
Iſt er einmal abgeglitten. Alles geht einmal in Fetzen!
Und es iſt durchaus nicht einfach, ſich da wieder hinzuſetzen,“
Gibt der Vollmond ihm zur Antwort. „Denn es iſt da zu bedenken,
Daß bei uns die Politiker nie ein Amt umſonſt verſchenken.“

„Na, wenn einer ſieben Sprachen ſprechen kann und dazu ſchreiben,
Mein' ich, ſollte er nicht lange ohne einen Poſten bleiben,

Noch dazu in dieſem Lande!“ meint der Wirt der Gartenſtadt,
„Aber ich will Ihnen ſagen, wo's bei ihm den Haken hat.
Saufen tut er wie ein Landsknecht! Sein Verderb, das iſt die Flaſche,
Und deswegen hat er niemals einen Heller in der Taſche.
Und dann fängt er an zu pumpen, pumpen, pumpen, immer pumpen!
Ja, du lieber Gott, da muß ja ſchließlich einer ganz verlumpen!
Und das Trinken und das Borgen hat er, wie es mir erſchienen,
Nicht etwa erſt hier begonnen, — nein, das tat er ſchon bei Ihnen!“

„Was Sie mir, Herr Wirt, erzählen,“ ſagt der Gaſt mit Unbehagen,
Das klingt freilich nicht erfreulich. Doch ich kann nicht grade ſagen,
Daß er immer ſo geweſen. Im Prinzip, in ſeinem Streben
War mein Freund, wie ich ihn kenne, nie dem Suff und Pump ergeben!“

„So — ſo — ſo! Das nimmt mich Wunder!“ ſpricht der Wirt in trock'nem Tone,
„Hier bei mir verſoff er jeden einz'gen Cent vom Wochenlohne.

Da ich's ehrlich mit ihm meinte, und ihm ſtets ein Freund geweſen,
So hab' ich ihm ganz gehörig wiederholt den Text geleſen.
Dann verſprach er ſich zu beſſern, trieb's dann aber umſo ſchlimmer,
Der hat von Prinzip, mein Lieber, ja nicht einen blaſſen Schimmer!"

„Tut mir leid, das zu erfahren! Aber ehe ich's vergeſſe,"
Lenkt nun ab der Wenzelritter, „können Sie mir die Adreſſe
Etwa von dem Leutnant geben?" — „Nein, genau, wo ſein Quartier,"
Spricht der Wirt, „kann ich nicht ſagen, doch weit iſt es nicht von hier, —
Irgendwo hier in der Nähe ließ er ſich wohl häuslich nieder."
Und er reicht dem Gaſt die Rechte: „Bitte, kommen Sie bald wieder."

* *
*

Andern Tags, nachdem die Skatler ſich gehaun zum erſten Male,
Lenkt der Vollmond ſeine Schritte nach dem nächſten Bierlokale.

Hold iſt ihm das Glück geweſen und gewiß ein Preis geblieben,
Denn er ſpielte gleich von Anfang ein Kreuzſolo ohne ſieben.
Nun will er im kühlen Keller ſich am Gerſtenſafte laben,
Und mal ſehn, ob auch die Blätter etwas von dem Skatſpiel haben.

So ſitzt er beim Bräu am Tiſche, und vertieft ſich in die Spalten
Einer Zeitung. Doch vom Skate ſcheint ſie wenig zu enthalten.
Im Lokalen ſucht er emſig, ohne etwas zu entdecken,
Doch die Blätter bringen alles, irgendwo da muß es ſtecken.
Da! Da fallen ſeine Augen in den Wirrwarr der Berichte
Ganz von ohngefähr auf dieſe kurze, draſt'ſche Tagsgeſchichte:

‚Heute morgen um halb ſieben fanden nah dem Fluß Paſſanten,
Unweit von der elften Straße, ſterbend einen Unbekannten.
Eh' die Ambulanz zur Stelle und mit ihr ein Arzt gekommen,
Starb der Mann. Es ward die Leiche in die ſtädt'ſche Morgue genommen.

In des Toten Taſchen hat man Geld und Briefe nicht gefunden,
Und bemüht ſind die Beamten, wer der Fremde, zu erkunden.
Signatur: Von Mittelgröße, Alter etwa vierzig Jahre,
Eine Narbe an der Wange, heller Teint und blonde Haare,
Anzug hell und abgeriſſen, ſchwarzer Hut, ſehr abgetragen,
Gelbe, ſehr defekte Schuhe, weißes Hemd mit ditto Kragen.
Ob der Mann vom Schlag getroffen, oder ob er ſeinem Leben
Selbſt durch Gift ein Ende machte, muß die Obduktion ergeben.'

Auf vom Stuhle ſpringt der Vollmond, und erfährt auf ſein Befragen,
Wo die ſtädt'ſche Morgue gelegen, welchen Weg er einzuſchlagen.
Keine zehn Minuten ſpäter iſt er in dem Haus der Leichen,
Und erſucht dort die Beamten, jenen Toten ihm zu zeigen.

„Welchen?" fragt ihn der Beamte. „Heute ſind es ihrer ſieben."
„Den, der, wie die Blätter ſagen, unbekannt bisher geblieben!"

Gibt Beſcheid der Wenzelritter. „Gut!“ ſpricht jener, „darf ich bitten?
Unbekannte ſind es zweie. Einer wird jetzt aufgeſchnitten!“

Und hinunter in den Keller, wo die ſtädt'ſche Morgue gelegen,
Folgt der Vollmond ſeinem Führer. Kalte Luft weht ihm entgegen
Und ein Duft, ſo ſcharf und widrig, daß ihm ganz die Bruſt beklommen,
Denn es wird die Unterſuchung jetzt post mortem vorgenommen.
Eine nackte Männerleiche ſieht er auf dem Tiſche liegen,
Und den ſtädt'ſchen Arzt darüber ſich mit einem Meſſer biegen.

„Ganz vertrocknet iſt die Leber!“ meint der Arzt zum Aſſiſtenten
Und zerſticht ſie mit dem Meſſer nach der Art der Schuldozenten.
Zeuge iſt der Wenzelritter dieſer Schlächterei mit Grauen,
Denn er mußte auf dem Tiſche ſeines Freundes Leiche ſchauen.

Das war nun das Schlußkapitel eines wüſten, ſinnlos tollen
Lebens, das das grauſe Ende eines Menſchen ohne Wollen!

Einſt im ſtolzen Glanz der Waffen, vielgeachtet man ihn ſah,
Dann geächtet, ausgeſtoßen, ſtarb er als ein Paria.

„An was iſt er denn geſtorben? Nahm er Gift, wie man's geleſen?“
Fragt den Arzt der Wenzelritter. „Gift? Das iſt es nicht geweſen,“
Gibt derſelbe zur Erwidrung, „doch Vergiftung war es wohl,
Denn es zeigten die Organe, daß er ſtarb am Alkohol!“

Vermiſchte Gedichte

Die Liebe.

Was iſt es, das wie Frührot ſchön am Firmamente
Das Leben uns mit lauter Roſen malt?
Was iſt es, das am Morgen wie am Lebensende
Als heller Leitſtern uns entgegenſtrahlt?
Das iſt die Lieb', das heil'ge Götterlicht,
Das lächelnd auf dem Mund des Höchſten blüht,
Das ſtrahlend durch des Daſeins Dunkel bricht,
Und leuchtend über'm Paradieſe ſteht.

Was iſt es, das aus ferner, ew'ger Weltenſphäre
Mit ſüßem Wehen in dem Herzen ſpielt?
Und wieder, wie der Sturm auf feſſelloſem Meere,
Wild in der Seelen Tiefen wühlt?
Das iſt die Lieb', der heil'ge Götterkuß,
Der lebenhauchend durch das Weltall dringt,
Des Werdens Grund, der Auferſtehung Gruß,
Der ewig neu Geſchaffenes verjüngt.

Was iſt es, das allmächtig Herzen reißt zu Herzen
Im mächt'gen Zwang, den keine Macht beſiegt?
In ungeahnter Luſt, in ungeahnten Schmerzen
Die Menſchenſeel' zur Menſchenſeele fügt?

Das iſt die Lieb', die heil'ge Göttermacht,
Die alle Kreatur von Pol' zu Pole bannt,
Die uns durchſtrömt in ew'ger Frühlingspracht,
Und alle Himmel und die Welt umſpannt.

Gefunden und verloren.

Ich hab' ſie lang geſucht, und konnt' ſie nimmer finden,
Im dichten Stadtgewühl, auf ländlich ſtillen Gründen,
Nach Oſt und Weſt, durchs ganze Land bin ich gezogen,
Das Glück war andern hold, mir war es nicht gewogen.
Die Eine, deren Herz mir wahr entgegenſchlägt,
Die Eine, die mich hin ins Reich der Liebe trägt,
Die Eine ſchön und gut und licht —
Ich fand ſie nicht.

Ich ſucht' ſie überall, vergeblich war mein Mühen,
Wohl ſah am Wegesrand ich ſchöne Blumen blühen,
Der Roſe Farbenpracht, der Lilie weißes Schimmern,
Und des beſcheid'nen Veilchens duftig, lieblich Flimmern;
Das Edelweiß jedoch, nach dem das Herz mich zieht,
Das Edelweiß, das einſam nur auf Höhen blüht,
Das Edelweiß, rein, zart und licht —
Ich fand es nicht.

Zuletzt, nachdem ich achtlos oft vorbei gegangen,
Da sah ich es ganz in der Nähe lieblich prangen.
Vergessen war das lange Suchen trüber Stunden —
„Eureka!“ schrie ich auf, „ich habe sie gefunden!“
Und wonnig klopft das Herz und will zersprengen schier,
Ein ganzer Himmel Lust neigt sich herab zu mir,
Und durch die Nacht ein Dämmern bricht
Und es ward licht.

Ach Gott! Wie schnell zerrann der kurze Traum dem Toren!
Denn bald, als ich sie fand, hab ich sie auch verloren.
Den Märchentraum der Liebe träumte ich vergebens,
Und finst'rer Lug raubt mir den schönsten Preis des Lebens.
Des Neides und der Bosheit falsche, arge Tück
Greift wieder rauh hinein in meiner Liebe Glück.
Das Glück, das kurz berauscht den Sinn —
Es ist dahin.

Weihnachtsbilder.

Christnacht im Walde.

Christnacht ist's. Auf Schattenflügeln
Liegt die Nacht auf Tal und Hügeln,
Festlich ist die Luft und klar.

Regungslos die Tannen dunkeln,
Hoch aus blauer Ferne funkeln
Sterne hehr und wunderbar.
Ringsumher ein tiefes Schweigen,
Keine Stimme fern und nah,
Schnee glänzt auf den grünen Zweigen,
Und der Wald steht träumend da.

Doch ein unsichtbares Leben
Geht wie ein geheimes Schweben
In der Christnacht durch den Wald.
Wie ein Hauch aus lichten Sternen,
Ganz als ob aus ew'gen Fernen
Weihe still herniederwallt.
Und es zieht wie Flügelrauschen
Durch den Wald beim Kerzenschein —
Englein sind's. Die Tannen lauschen
In die stille Nacht hinein.

Plötzlich klingt ein hehres Hallen
Fernher und die Lüfte schallen,
Durch den Raum es zieht, es schwebt.
„Friede, Friede! Ehre, Ehre!"
Schallt die wunderbare Märe
Und der stille Wald erbebt.
All das Schweigen wird ein Tönen,
Leben flutet durch den Wald,
Wenn der Glocken fernes Dröhnen
Tausendfach er widerhallt.

So im Wald allein, alleine
Wandelte beim Sternenſcheine
Rüſtig ich der Heimat zu.
Nimmer hab' ich ſo empfunden
Heil'ger Chriſtnacht Weiheſtunden,
Als in dieſer Waldesruh.
Ringsumher ein tiefes Schweigen,
Keine Stimme fern und nah,
Schnee glänzt auf den grünen Zweigen,
Und der Wald ſteht ſchweigend da.

Weihnachtsglocken.

Chriſtmorgen will nahen. Schon künden es frei
Und einſamen Rufes der Hähne Geſchrei.
Noch blitzen am Himmel die Leuchten der Nacht,
Noch flimmert, noch funkelt der Kerzen Pracht,
Noch träumen die Gaſſen. Im Schlafe noch hat
Die Welt ſich vergeſſen, noch ſchlummert die Stadt.
Noch hüllt ſich in Schweigen die Nächtliche ein,
Doch leuchten die Sterne ins Kämmerlein.
Da ſchallt durch die Lüfte ein hehres Getön
Wie Ewigkeitsrufe aus himmliſchen Höh'n,
Ein Klingen, ein Tönen von fern und von nah,
Es läuten die Glocken. — Chriſtmorgen iſt da.

„Sie ſchlagen zuſammen!“ Lieb' Väterlein mahnt.
Der Knabe erwacht. Durch die Lüfte ſich bahnt

Im heiligen Rufen der Töne Gewalt,
Von Höhen und Bergen es widerhallt.
Zuſammen, zuſammen, ſo hehr und ſo rein,
Drei Glocken ſie läuten den Chriſttag ein.
Bis fern in die Dörfer der Glockenruf ſchallt,
Auf Gaſſen, auf Straßen zur Kirche es wallt.
Drei Glocken, drei Glocken! Das Bergland, es lauſcht,
Mit ehernem Gruß durch die Lüfte es rauſcht.
Sie rufen zur Metten. — Chriſtmetten iſt da,
Sie läuten und läuten: Halleluja!

Noch will's nimmer grauen, noch dunkelt die Nacht,
Doch iſt von dem Läuten das Bergland erwacht.
Schon ſchallt auf hartem, froſtfeſtem Geſtein
Der Gaſſe das Trippeln der Dörfler herein.
„Die Höh'ntaler kommen! Zur Metten, mein Kind!"
Ruft mahnend die Mutter, „zur Metten geſchwind!"
Und läuten die Glocken zum zweitletzten Mal,
Im Dämmerſchein morgens hinab in das Tal,
Zur Kirche, zur Metten im feſtlichen Kleid
Wallt Vater und Knabe beim Glockengeläut.
Wie blitzt aus den Fenſtern in funkelnder Pracht
Der Lichtſchein der Kerzen hinaus in die Nacht.

* *
*

Es iſt auf der Haide. In grabſtiller Ruh
Deckt einſames Schweigen das Haideland zu.
Von oben kein Schimmer, kein Sternflämmchen lacht,
Stumm hüllt ſich das Land in den Mantel der Nacht.

Und nahe und ferne, nicht Hügel, nicht Tal,
Nur baumlose Öde, leer, endlos und kahl.
Doch mächtigen Bogens im Wolkengewand
Wie Anfang und Ende die Höhe sich spannt.
Und unter dem großen, allwölbendem Zelt
Hat rings sich die Öde dem Schweigen vermählt.
Nur drüben vom Kirchlein grüßt tönend und rein
Ein Glöcklein zur Christnacht die Haide hinein.

's ist Christnacht, 's ist Christnacht! Die Kirche ist aus!
So läutet das Glöcklein den Wandrer nach Haus.
Und 's wird ihm so wehe, ihm trübt sich der Blick,
Er denkt an die Kindheit und Heimat zurück.
Er denkt an die Weihnacht, da Glocken so schön
Im Dreiklang sich brachen auf Bergen und Höhn,
Im Sternengefunkel Christmorgen sich hob
Und Stunden und Tage mit Zauber umwob.
Er denkt an geschwund'nes, verlorenes Glück
Und 's wird ihm so wehe, es tränt ihm der Blick.
Nach Hause, nach Hause, zum Frieden, zur Ruh'!
So läuten die Glocken der Heimat ihm zu.

Tannenlichter.

Es steht der Christbaum schön und grün
Vor froher Kinderschar,
Und rings auf seinen Zweigen blühn
Die Lichtlein wunderbar.

Ach, wie das funkelt, wie das strahlt,
Wie blitzendes Gestein!
Kein Baum, der so ins Auge malt
Der Freude hellen Schein.

Wie schimmert es vom grünen Reis
So festlich durch den Raum!
Hei, wie frohlockt der Kinderkreis
Vor diesem Märchenbaum.

Wie wird vor seiner Kerzenpracht
Die Stimme klar und rein!
Es jauchzt der Mund, das Auge lacht
In all den Glanz hinein.

„O Tannenbaum, o Weihnachtsmär!"
Bricht jetzt die Lust hervor;
Im Jubel, wie noch nie vorher
Singt es der Kinderchor.

Nun tritt ein Mädchen, schlicht und klein,
Heraus ins Tannenlicht
Und spricht den Vers vom Christkindlein
Mit strahlendem Gesicht.

Und „stille Nacht" und „heil'ge Nacht",
Wie Lust, wie Leid, wie Traum,
Wie Märchenklang schwebt's leis' und sacht
Hin durch den stillen Raum.

Das muß der heil'ge Christ wohl sein,
Der jetzt durchs Kirchlein geht.

Ein Ahnen wie ein Dämmerſchein
Mir durchs Gemüte weht.

Ein Ahnen wie ein Dämmerſchein,
So ſchön, ſo traut, ſo ſüß,
Fällt tief mir in die Seel' hinein
Vom fernen Paradies.

Und jetzt erbrauſet der Choral,
Gar mächtig tönt das Lied —
Nach langer Zeit zum erſten Mal
Auch mir das Glück erblüht.

Es blüht dort auf, wo Liebe iſt,
Die mich auch hat bedacht,
Auch mir hat ja der heil'ge Chriſt
Heut' etwas mitgebracht.

Es blüht mir auf in ſtiller Nacht
Wie Glanz der Ewigkeit —
O Poeſie, du Tannenpracht
Zur heil'gen Weihnachtszeit!

Weihnachtsſchnee.

Wer ſchüttelt dort oben von wolkiger Höh'
Herunter den flockigen Reigen von Schnee?
Ach, es tanzt ja hernieder im unendlichen Leben
Die Fülle der Flocken im feſtlichen Schweben,

Hernieder, hernieder
Im weißen Gefieder.
Das iſt ein Gewimmel, das iſt eine Freud',
Wenn's hoch vom Himmel zur Weihnacht ſchneit.

Fällt's nicht wie Gedanken unendlicher Macht,
Wie Weihe von oben in heiliger Nacht?
Ein Senken, wie Frieden im umhüllenden Schweigen,
Wie Andacht und Liebe zur Erde ſich neigen.
So leiſe, behende,
Ohn' End', ohne Ende,
Ohn' Raſten und Halten, ſo fällt aus der Höh'
Im ewigen Walten der Weihnachtsſchnee.

Chriſtflocken, Chriſtflocken! Vom Wolkengezelt
Streut ewige Lieb' euch herab auf die Welt.
Schneeblüten der Zeiten auf weltfernen Bahnen,
Ihr füllt mir die Seele mit heiligem Ahnen.
Welch' Fleugen, welch' Ziehen,
Welch' Gaukeln, welch' Fliehen!
In heiliger Stille, wie Luſt und wie Weh',
Fällt lichtreiner Fülle der Weihnachtsſchnee.

Jugendfrühling.

Wie getaucht im Roſenlichte
Glänzte mir ſo wunderbar
Zauberſchön die Welt entgegen,
Als ich noch ein Knabe war.

Blauer ſchien der weite Himmel,
Äthertief und ſonnenklar,
Grüner, ſchöner Wald und Fluren,
Als ich noch ein Knabe war.

Malte nicht der Jugend Morgen
Freudelächelnd immerdar,
Roſen mir ins Buch des Lebens,
Als ich noch ein Knabe war?

Ein Geleucht aus Licht und Farben,
Glückverheißend lag ſie da
Gottes ew'ge grüne Erde,
Als ich ſie als Knabe ſah.

Kränze flocht aus Purpurblüten
Mir ein jedes Jugendjahr,
Leidlos war das Los hinieden
Dem, der noch ein Knabe war.

Und wie weckte erſt das Leuchten
In der Liebſten Augenpaar
Süßen Traumes Seligkeiten,
Als ich dann ein Jüngling war.

Blätterrauſchen, Sonnenglühen,
Waldespracht und Vogelſchar,
Ach, welch Jubeln, Grünen, Blühen,
Als ich noch ein Jüngling war!

Nach dem Höchſten, nach den Sternen
Strebte kühner, als der Aar,

Nach den goldnen Ruhmesfernen
Der, der noch ein Jüngling war.

Wie von Götterglanz umsprühet
Lag, was ist, im Auferstehn —
Niemals, niemals hat geblühet
Wieder mir der Lenz so schön.

Fort, verklungen sind die Lieder,
Die der Jugend Frühling beut —
Kehre, kehre, kehre wieder
Frühling meiner Jugendzeit!

Zum Vierten.

Heut' ist der Tag, gewalt'ger Staatenbau,
Da dein Gestirn im Morgenrot erglühte,
Ein hehr Geleucht, das klar im Atherblau
Des Völkerhimmels im Zenit erblühte.

Heut' ist der Tag, da Albions Tyrannei
Du kühn zerbrachst mit fester, starker Hand!
Heut' ist der Tag, da kettenlos und frei
Auf deinen Gau'n ein neu Geschlecht entstand.

Heut' ist der Tag! Auf, auf, du stolzer Aar!
Kreis uns voran im freien, kühnen Zuge!
Dir folgt Columbia, heut', immerdar!
Und Erdenvölker folgen deinem Fluge!

Zum Arbeitertag.

Der Tag ist dein, Arbeit, du nervig Weib,
Schürz' dein Gewand! Und mit gestähltem Leib
Vermagst du wohl, die Fesseln zu zersprengen,
Die schmachvoll dich in düst're Sklavschaft zwängen.
Streb' kühn voran und dein
Wird einst die Zukunft sein.

Sylvesterphantasie.

Vorgerückt ist im Gemache schon das mitternächt'ge
Schweigen,
An die Wände malt es träumend stumme, düst're
Schattenzeichen,
Durch die sterndurchblitzten Räume zieht der Mond
die bleichen Wege,
Und vom Turme fallen, hallen dumpfe, schwere
Glockenschläge.

Zwölf Mal klingt das ernste Mahnen, zwölf Mal
ruft es in die Weiten,
Folgend des Gewes'nen Spuren rauscht vorbei der
Strom der Zeiten.
Fern vom Markstein ew'ger Wenden nächtlich ziehen
die Minuten
Hin ins All der unbegrenzten, ew'gen, zeitenschweren
Fluten.

Und gebannt vom Heer der Schatten deckt der Halbſchlaf meine Lider,
Wie aus dem Verborg'nen dämmert Widerſchein des Ew'gen nieder.
Ahnend mißt der Geiſt die Tiefen endlos ausgeſpannter Räume,
Götternähe fühlt der freie, göttergleiche Geiſt der Träume.

Steigt da aus der Totenſtille tiefem, weſenſchwangrem Schoße
Nicht in blaſſen, ſchattenhaften Zeichen auf das Körperloſe?
Aufgetan fürs Allgeheime ſchweift das Sinnen in die Weiten
Und es naht das Vorgeahnte: Vor mir ſteht der Geiſt der Zeiten.

Wie aus Welten klingt ein Kniſtern, alle meine Sinne lauſchen,
Aus dem Klingen, Schweben, Flüſtern hör' ich eine Stimme rauſchen:
„Urſprung bin ich und das Ende!“ ſpricht es. Mich erfaßt ein Grauſen,
Und das Fließen wird ein Fluten, und das Flüſtern wird ein Brauſen.

„Was da iſt und was geweſen, mir gehört's. In ferne Räume
Flieht, was endlich, ſteten Wechſels, nichtig wie erloſch'ne Träume.

Nichts wird, was nicht iſt geweſen. Aus den Keimen
ſproßt das Leben,
Aus den Grüften muß ſich wieder neuverjüngt Vergang'nes heben.

„An der Weltuhr rückt die Zeiger meine Hand im
ſteten Kreiſen,
Bis das Radwerk abgelaufen, Mitternacht die Ziffern
weiſen.
Zeit wird dann im Untergange weſenlos in Nichts
zerfließen,
Und das Ew'ge wird das alte, zeitenloſe Sein erſchließen.

„Lenker bin ich der Geſchicke. Gleich dem Treibholz
auf dem Meere
Fährt dahin dein Lebensnachen in die künft'ge,
große Leere.
An den Ufern des Endloſen land' ich deines Daſeins
Schimmer —
In die Tiefen der Vernichtung! Nur der Geiſt bleibt
Geiſt für immer."

„Geiſt der Zeiten, Geiſt der Zeiten!" ruf ich, doch er
hört nicht wieder,
Tiefer in das Reich der Schatten ziehn die Mächte
mich hernieder,
Stiller, dunkler will es werden, düſtrer, und mich
packt Entſetzen,
Nur den Blutſchlag fühl' ich bebend hörbar durch
die Adern hetzen.

„Menſchengeiſt, du fühlſt die Stunde, die da ſchlägt
den Menſchenſeelen,
Wenn ſich in des Lebens Fülle Ewigkeit und Zeit
vermählen.
Über Urſprung, Sein und Werden, über Welten,
Licht und Grüften
Wird einſt meines Odems Flamme hell des Rätſels
Schleier lüften.“

Und ein Rauſchen bricht die Stille, aus den Bahnen
ſtürzt die Zeit,
Welten wanken, Sonnen zittern — vor mir ſtand
die Ewigkeit.

Das Gewitter.

Finſter dräuend reitet fürder, himmelauf vom ſchwülen Süden,
Donar, Wettergott. Verderben dunkle Sturmesſcharen brüten.
In der Ferne rollt's wie Donner, dumpf ſchlägt's an die Hügelfront,
Und im jähen Leuchten flammt es wetterſchwer am Horizont.

Langſam näher, immer näher kommt's wie Nacht herangezogen,
Wolkerburgen türmt zum Kampfe Donars Fauſt am Himmelsbogen.

Aus den Augen sprüht ihm zornig wilden Mutes
blauer Strahl,
Rosse schnauben, ängstlich harren seiner Streiche
Berg und Tal.

„Donar!“ ruft's mit tausend Stimmen, dumpf im
Schlachtruf tönt das Brausen,
Schwerter blitzen, Speere zucken nieder, und die Lüfte
sausen.
Wodans helle Himmelsleuchte längst erlosch in
Wetternacht,
Vor ihr wälzt in Heeressäulen Donar seiner Streiter
Macht.

Näher, näher rückt das Tosen, dumpfer rollt's Ge-
schütz der Lüfte,
Hoch zum Schlage zückt der Sturmgott seine Wehre
von der Hüfte.
Und nun bricht aus Wolkenvesten schwarzer, wilder
Reiter Heer —
Kampfentfesselt, heulend, pfeifend, saust der Wetter-
sturm daher.

Schlag auf Schlag und raumerschütternd dröhnt des
Gottes wildes Hassen,
Wie der Elemente Wüten heulet durch der Berge
Gassen!
Wälder ächzen, Felsen zittern, schnaubend peitscht
der Sturm das Meer,
Masten splitternd, und die Wogen speien Not und
Tod umher.

Tauſend Feuerblitze brechen grell aus tauſend Heeresſäulen,
Während hin zum letzten Treffen ſturmbeſchwingte Streiter heulen.
Donar führt ſie an zum Sturme, ſeines Hengſtes Mähne bläht,
Fernhin aber, durch die Räume, rollt des Donners Majeſtät.

Wie es hallt und wie es dröhnet, wie des jüngſten Tags Poſaunen!
Donar hat den Streit verloren, in den Lüften hörſt du's raunen;
Denn am Himmel ſteigt im Glanze aus der Wetterſchlacht herauf,
Von Walhallas blauen Fernen ſiegend Wodans Sonne auf.

Sylveſter 1900.

An der Weltuhr ſteht mit ernſtem, heil'gem Greiſenhaupt die Zeit,
Harrend Sankt Sylveſters Schlägen und des Rufs der Ewigkeit.
Und der Alte faßt die Stränge feſter Hand zum Grabgeläut,
Daß die ehrnen Glockenſtimmen künden, was die Zeit ihm beut.

Und die Stunden und Minuten fliehen; es wird Mitternacht,
Ein Jahrhundert geht zur Rüste, ein Jahrhundert iſt vollbracht.
Ein Jahrhundert! Ein Jahrhundert! Schauernd beug' ich mich der Macht
Jener Gottheit, die gewalt'gen Schaffens einſt die Zeit erdacht.

Nur Sekunden noch, Sylveſter! Zaudre nicht und faß den Strang!
Dem Geweſnen nächtlich töne großer, tiefer Totenſang.
All dem Großen, das die Menſchheit unvergänglich ſich errang,
All dem Kleinen, das vergänglich, im Gebraus der Zeit verklang.

Läute, Sankt Sylveſter, läute! Sieh, das Weltjahr bricht herein!
Läut' den letzten Gruß dem alten an dem weißen Totenſchrein.
Und Sylveſter zieht die Stränge. Feierlich, hehr, voll und rein
Dröhnt's vom Turm in mächt'gen Schlägen in die Zeitengruft hinein.

Wie das ſchallt durch alle Lande! Es verſtummt der nicht'ge Streit,
In der Heiligkeit der Stunde ſpürt, wer ſterblich iſt, die Zeit,

Ahnt, was zeitlich, bei der Glocken mitternächt'gem
Grabgeläut,
An der Wende des Jahrhunderts zeitenlose Ewigkeit.

Sinnfloskeln.

Ein jeder weiß, was jeder ſoll
Und jedem macht ſolch' Wiſſen Groll;
Denn in dem andern ungemut
Sieht jeder, was er ſelbſt nicht tut.

Ein jeder weiß, was Recht und Pflicht,
Auch will er's, und doch tut er's nicht.
Und keiner weiß, was er geſollt,
Wenn er es vorher ſelbſt gewollt.

Und jeder möcht', was jeder kann,
Ein jeder kann, was er vermag,
Doch fängt das Können jeden Tag
Allein bei jedem ſelber an.

Ein jeder denkt, was Will' und Kraft
Und Wiſſen ihm im Kopfe ſchafft,
Doch keiner kann mit Kraft und Willen
Den Kopf ſich mit Gedanken füllen.

Hinwieder, keiner, der da denkt,
Und's Denken nach Vermögen lenkt,
Kann den Gedanken, die verkehren,
Den Einfall ins Gehirn verwehren.

Schneevöglein.

Schau, ſchau, lieb' Kindchen, wie's da in Scharen
Von oben kommt herabgefahren.
Schneevöglein ſind's, die jagt Herr Wind
Vom Himmel meilenweit geſchwind.
Das iſt ein Fliegen, ein Ziehen und Schweben,
Ein Gaukeln und Spielen und Leben und Weben,
Ein Fallen, ein Fallen, wie Tropfen der Zeit
In endloſer Fülle. — Lieb' Kindchen, es ſchneit.

Und zähl, lieb' Kindchen, die Millionen
Der Vöglein, die in Wolken wohnen,
Und fang ſie mir, und hol ſie 'rein
Die wunderbaren Vögelein.
Sie ſitzen auf Giebeln, auf Dächern und Bäumen,
Auf Wegen und Stegen und Feldern und Säumen,
Und kleiden die Erde in ſchlohweißes Kleid
Und flaumweiche Hülle. — Lieb' Kindchen, es ſchneit.

Und ſieh, du Kleine, nach all dem Fliegen
Wie ſie nun müd' und ſtille liegen.
Schneevöglein weiß, Schneevöglein klein,
Wie müßt ihr müde vom Fliegen ſein.
Welch Träumen, welch Ruhen auf grabſtillen Halden,
Welch märchenhaft Leben, welch feierlich Walten!
Welch Warten und Harren, ſo weit und ſo breit.
Bald kommt St. Niklas. — Lieb' Kindchen, es ſchneit!

Die moderne Lorelei.

Jüngſt ging ich auf den Straßen hin
Und dachte dies und das.
Gar vieles fuhr mir durch den Sinn,
Doch weiß ich nicht mehr was.

Da kam ich an ein Haus vorbei,
Da klang es hell herfür,
Denn drinnen ſaß 'ne Lorelei
Und ſpielte am Klavier.

'ne Lorelei mit ſchwarzem Haar,
Mit Augen blau und tief,
Und ſchöner die am Rhein nicht war,
Die in den Wogen ſchlief.

Wohl fehlte ihr der goldne Kamm,
Den jene trug am Rhein,
Doch war ſie grad' ſo wunderſam,
Wie Heines Mägdelein.

Und als ich meine Lorelei
Dort am Klavier geſehn,
Da war's mit meiner Ruh' vorbei,
Da war's um mich geſchehn.

Da ſtand ich wie bezaubert ſtill
Und ſchaute immer hin,
Die Lorelei vom Rheine will
Mir nicht mehr aus dem Sinn.

Ich glaub', es geht da heute mir,
Wie jenem einſt im Kahn,
Und das haſt du an dem Klavier,
O Lorelei, getan!

Was hat der Robin nur?

Was hat der Robin nur, was mag
Der kleine Wicht beginnen?
Auf ſchwankem Zweige Tag für Tag
Hüpft er wie halb von Sinnen.

Er ſchlägt das leichte Flügelpaar,
Und ſpreizt's, als wollt' er fliegen,
Ihm muß, das ſeh' ich ſonnenklar,
Etwas am Herzen liegen.

Und ſeines Sanges Melodei,
Die nimmt mich füglich Wunder!
Es kommt mir vor, als lief dabei
Ein Ton von Zagheit unter.

Er iſt doch ſonſt von andrer Art,
Keck geht ſein Flug ins Weite,
Und ſtimmt er an ſein Liedchen zart,
Dann hört man es mit Freude.

Nun pfeift er Trübſal dort vom Baum
Und girrt und lockt und ſchmachtet —
Ich kenn' fürwahr den Vogel kaum,
Den ſtets ich ſo geachtet.

Voll Unraſt bebt der kleine Wicht
Und flattert mit den Schwingen,
Als flög' er gern und könnte nicht,
Säng gern und könnt' nicht ſingen.

Da fliegt ein andrer noch herzu,
Mir ſcheint, 's iſt ſeine Baſe,
Und jetzt gerät der Kauz im Nu
In förmliche Ekſtaſe.

Hat ihm etwa das Bäschen da
Mit böſem Wort betrübt wohl?
Er flattert um ſie her — aha,
Der Robin iſt verliebt wohl!

Das iſt's! Gewiß! Nun hab' ich's 'raus!
Der Robin möchte freien
Und eine Braut ins neue Haus
Heimführen in den Maien!

Nun kann ich ſein Gebahren auch
Verſtehen und mir deuten,
Weil, was er tut, von jeher Brauch
War auch bei Menſchenleuten.

Es treibt's der Junggeſellen Chor,
Wie Robin dort am Rande,
Beſonders tritt das ſtark hervor,
Wenn's Frühling wird im Lande.

Wenn's Leben aus den Ruten bricht
In tauſend jungen Trieben,

Keimt auch, wo noch ein Pulsſchlag ſpricht,
Seit Urgedenk das Lieben.

Drum Robin, Robin, ſchnell gefreit,
Bald ſteht der Hag in Blüte!
Im Mai, zur ſchönen Frühlingszeit! —
Das iſt das End' vom Liede.

Wie kommt es?

Nicht einem Vöglein mag ich grollen,
Nicht einem Blümlein bin ich gram,
Wie kommt es, daß oft Übelwollen
Gen Brüder mich gefangen nahm?

Jedwedem Blättlein, das am Baume
Sich flüſternd regt, dem bin ich hold,
Und jedem Sternlein, das im Raume
Hoch über mir durch Sphären rollt.

Wie kommt es, daß der Roſe Leben
Das Herz in reiner Freud' bewegt,
Und's ſelbe Herz im Zornesbeben
Oft gegen ſeinesgleichen ſchlägt?

Wie kommt es, daß beim Lerchenſange
So feierlich die Bruſt erbebt,
Und daß im bittren Widerdrange
Derſelbe Menſch vom Menſch ſich hebt?

Hat dir den Zorn die Philomele,
Den Haß der Droſſel Ruf entfacht?

Hat in die Harmonie der Seele
Mißklang ein Blümlein je gebracht?

Geh in die Schöpfung, frag das Raunen
Des Blätterwalds zur Maienzeit,
Geh fürder und vernimm mit Staunen:
Der Wald weiß nichts von Menschenstreit.

Laß dir's die Morgenröte künden,
All Blühn und Tönen der Natur:
Es birgt in seinen tiefsten Gründen
Das Menschenherz die Zwietracht nur.

Und heb den Blick zu den erhellten
Azur, vom Sternenflor besteckt,
Ob aus der Ferne jener Welten
Ein einz'ger Strahl dir Zwietracht weckt.

Und schlägt beim Tönen, Leuchten, Blühen
Das Herz dir höher in der Brust,
Wie kommt es, daß im Zornesglühen
Der Mensch allein dir trübt die Lust?

Wie kommt es, daß mit Vollakkorden
Das Glück dich sucht mit lichtem Gruß,
An Menschentreiben, Menschenworten,
Und an dir selber scheitern muß?

Nicht einem Vöglein mag ich grollen,
Nicht einem Blümlein bin ich gram, —
Weh' uns, daß jemals Übelwollen
Zum Erbteil aller Herzen kam.

Leben.

Saß allein in meiner Klauſe,
Nur drei Bilder hingen da:
Eine junge Frau, ein Knabe
Und ein alter Großpapa.

Dachte nach in ſtiller Muße,
Dachte über mancherlei,
Sann im Spiele der Gedanken,
Was des Lebens Zweck wohl ſei.

Leben — heißt's geboren werden,
Mühen, kämpfen ſonder Raſt?
Haſſen, neiden, ſorgen, leiden,
Bis ein Schauergrab dich faßt?

Bis das Herz hat ausgeſchlagen
Matt im letzten, großen Streit,
Bis die Geiſtesflamm' erloſchen
Dir im Wandelgang der Zeit?

Wär die ſtille Totenkammer
Ziel und Lebenszweck allein?
Sollt' der Jahre Flucht der Wagen
Nur zur ew'gen Grabfahrt ſein?

Sann und dachte ſo im Stillen
Meiner engen Klauſe nach,
Bis mein Blick da ſonder Suchen
Auf dem Frauenbilde lag.

Nicht den Tod und das Vergehen
Kündete das Konterfei,
Sondern wie das Zweckgemäße
Menschenseins zu deuten sei.

Nichts ist zwecklos in dem Walten
Der Natur. Verheißend streckt
Sie die Hand dar dem, der wieder
Leben aus dem Leben weckt.

Dies und mehr aus toten Farben
Las ich in dem Frauenbild,
Und erkannte mehr als eh'dem,
Was des Lebens Zweck erfüllt.

Zweck und Inhalt und Erfüllung
Blüht auf ihrem Angesicht,
Und wer ferne ist dem Weibe,
Löst des Lebens Rätsel nicht.

Denn der Lockenkopf des Knaben
Predigt auch des Rätsels Lehr:
Ohn' beglückend Kinderlächeln
Lebst du's Dasein nimmermehr.

Spürst's wohl, wenn's an dir mit Grauen
Inhaltlos vorüberzieht,
Aber nie, was vollen, ganzen
Lebens warmen Pulsschlag sprüht.

Siehſt nur Bilder, leere Schemen,
Folgeſt fremder Weſen Spur.
Unter Millionen bleiben
Schemen dir die Menſchen nur.

Erſt, wenn Fleiſch und Blut dein eigen,
Dir ein Herz entgegenſchlägt,
Auch nur eins, — dann haſt du niemals,
Niemals ganz umſonſt gelebt.

Aber, wenn einſt, gleich dem Greiſe,
Weiß das Haar ums Haupt dir wallt,
Und es war dir nie beſcheeret,
Daß dir jemand eigen galt,

Dann, dann wende dich mit Grauen
Weinend von der Menſchheit ab,
Beſſer wär's, wärſt nie geboren,
Als gelebt nur für ein Grab.

Leben heißt geliebt ergrauen,
Leben, daß, wenn weiß umrankt
Einſt dein Haupt, dann neues Leben
Liebend dir ein Daſein dankt.

Ja, das ganze Weltgefüge
Hängt in meinen Bildern da:
Eine junge Frau, ein Knabe
Und ein alter Großpapa.

Die Winterfalter.

Die Winterfalter ſchweben
Hoch in der Luft daher,
Welch Walten, welch ein Leben,
Welch wimmelnd Falterheer!

Das kommt daher geflogen
In Scharen weit und breit,
Ein Wimmeln und ein Wogen —
Bild der Unendlichkeit!

In feierlichem Schweigen
Schlohweiß erblüht die Flur,
Auf Giebeln, Firſten, Zweigen,
Siehſt du der Falter Spur.

Sie decken mit den Schwingen
Auch Tal und Höh' und Fluß —
Die Winterfalter bringen
Den erſten Weihnachtsgruß.

Seltſam.

Und wenn im Wald der Kuckuck ſchreit,
Und wenn der Fink ums Weibchen freit,
Und wenn der Turteltauber girrt,
Und wenn durchs Feld die Wachtel ſchwirrt,
Und wenn der Spatz ſein Neſtchen baut,
Und wenn der Häher ſucht die Braut,

Wenn alles in der Vogelwelt
Sich paart und ſich zuſammgeſellt —
Dann faßt's mich wunderſeltſam an,
Dann möcht' ich ſein ein Freiersmann,
Dann wird's ſo jung mir in der Bruſt,
Neu ſchlägt das Herz in Liebesluſt.
Wie doch der Lenz den Kopf verdreht!
Oder wärſt du es, o Margaret?

Welttod.

Das, was entſteht, das muß verderben,
So iſt es Ordnung der Natur.
Die Blume blüht, dann muß ſie ſterben,
Nur einmal blüht ſie auf der Flur.

Nur einmal blüht auch dir ein Leben,
O Menſch, auf dieſer Flur der Welt,
Bis Leib und Geiſt im Todesbeben
In Staub und Nichts zuſammenfällt.

Viel tauſend Lenze ſind erſtanden,
Viel tauſend Lenze ſind verweht,
Fort lebt im Wechſel, was vorhanden,
Bis es hinwieder untergeht.

Doch auch der Wechſel iſt geworden,
Iſt nur im Sein das Bindeglied,
Das von des Lebens ſtetem Morden
Des Lebens ſtetes Werden ſchied.

Geſchlechter kamen, ſind verſchwunden,
Und Völker fraß der Würger Tod.
All dem, das an die Zeit gebunden,
Die ewige Vernichtung droht.

Ins Grab der Zeit ſank zu den Leichen
Kultur und manche Religion,
Und des Verfalles Grabmalzeichen
Trägt an der Stirn manch neue ſchon.

Einſt wird ein letztes Volk mit Grauen
Hinauf zur blinden Sonne ſehn,
All Leben auf erſtarrten Auen,
Wie's worden, auch zugrunde gehn.

Natur.

Ich fand es in des Kindes holdem Lauſchen,
Bei ſeiner Mutter leiſem Wiegenſang,
Ich fand es in des Baches Wellenrauſchen
Und bei der Vöglein frohem Liederklang,
Ich fand es bei den Blümlein auf der Flur:
Natur.

Doch in dem bunten, großen Weltgetriebe,
Wo Kraft ſich mengt und Geiſt an Geiſt ſich reiht,
Fand ich oft Lüge, ſtatt der Nächſtenliebe
Und meiſt Verſtellung, ſtatt Natürlichkeit.
Und ſelten fand ich, was ich ſuchte nur:
Natur.

Nur Schein, ſtatt Sein, ſtatt Kraft nur eitles Wähnen,
So ſeh' ich euch, Zerrbilder, um mich her!
Das Lachen falſch; die Worte, ſelbſt die Tränen,
Sind bei ſo vielen kaum natürlich mehr.
Nur ſelten fand ich auf des Lebens Spur:
Natur.

Geht durch die breiten, lauten Lebensgaſſen,
Wo man am Schein der Menſchen Wert bemißt,
Und ſucht mir den, der in des Stromes Maſſen
Sich ganz ſo gibt, juſt wie er wirklich iſt.
Ihr findet dort, wie ich es ſelbſt erfuhr:
Nur Unnatur.

Der Falter.

Es flattert von Blume zu Blume
Der Falter im Sonnenſchein,
Kehrt naſchend und flüchtig ſich labend
Bei Roſen und Tulpen ein.

Doch mag er bei keiner verweilen,
Es treibt ihn ein Sehnſuchtsdrang
Von tauſend Maßliebchen am Wege
Zur Blume am Bergeshang.

Er ſucht dieſe Blume voll Sehnſucht,
Drum findet er nimmer Ruh',

Der Edelweißblüte der Liebe
Strebt ewig ſuchend er zu.

Bis flugmatt geworden die Schwingen
Und ſturmzerzauſt ſein Gewand,
Dann liegt er, zertreten, am Wege,
Der nimmer die Heimat fand.

Die Muſen am Grabe Schillers.

Euterpe.

Das Weltrad kreiſt, und die Aonen fluten
Dahin im ew'gen Wogenſchlag der Zeit.
Im Strom verlöſchen alle Lebensgluten
Des Flücht'gen, das der Tag dem Tod geweiht.
Doch an dem Großen, an dem wahrhaft Guten,
Bricht machtlos ſich die Flut der Ewigkeit.
Das Große lebt, klingt auch am Sarkophage
Dem großen Toten des Jahrhunderts Klage.

Sie klingt dem Geiſte, der die Zeit bezwungen,
Ihr neu die Bahnen, neu die Richtung wies,
Der, mächt'gen Worts, von lautrer Güt' durchdrungen,
Das Niedrige, Gemeine von ſich ſtieß.
Ihm, dem der Wurf ins Ewige gelungen,
Deſſ' Gott die Kunſt, deſſ' Kunſt die Wahrheit hieß —

Ertön am Grabe in geweihter Stunde
Der Nachwelt Klage aus der Muſen Munde.

Ach, allzufrüh, im vollen Schaffensdrange
Erloſch ſein Geiſt, der einer Welt gebot,
Der ſich erſchuf im heil'gen Bardenſange
Ein Reich der Wahrheit, ſchön wie Morgenrot.
Klar liegt der Pfad, den er mit ſichrem Gange
Der Zeit gebahnt, von meiner Kraft durchloht.
Von ſeiner Gruft führt er in jene Sphären,
Da man mir dient an ew'gen Hochaltären.

Ich bin Euterpe. Mein iſt, was im Liede
Beim Leierklange höher ſchwellt die Bruſt,
Mein Reich des Sanges ſüßer Götterfriede,
Mein Reich des Lebens wilde Kampfesluſt.
Und wenn die Gunſt der Schweſtern ewig miede
Den Sänger, der ſich meiner nur bewußt, —
Ich mach' ihn groß, unſterblich und erhaben
Durch meine Gunſt, durch meine Liedergaben.

Noch ſchwingt die Glocke, die er einſt geſtaltet,
In ehrnem Guß aus lauterſtem Metall;
Wo deutſcher Sinn, wo deutſche Zunge waltet,
Dröhnt ſie noch heut in mächt'gem Widerhall.
Längſt iſt die Form, aus Lehm gebrannt, erkaltet —
Die Glocke ſelbſt klingt fort im Liederſchall,
Daß ſie noch Friede, wie ihr erſt Geläute,
Und hehre Freude aller Welt bedeute.

Ja, ſeiner Freude lichten Götterfunken
Facht' ich, die Tochter aus Elyſium,
In ſeinem Geiſte, der begeiſtrungstrunken,
Mir folgte ins olymp'ſche Heiligtum.
Dort, in des Liedes Zauberwelt verſunken,
Erblühte ihm ein hoher Dichterruhm.
Und in dem Zirkel ſegnender Kamönen
Ließ an die Freude er ſein Lied ertönen.

Zwar ſang er nicht des Volkes ſchlichte Weiſen,
Doch andre Töne ſchlug er mächtig an;
Ihm war der Muſen höchſte Gunſt verheißen,
Die ganze Welt des Sanges aufgetan.
Wie Liederrauſchen aus den Sternenkreiſen,
In Vollakkorden, brach ſein Sang ſich Bahn,
Durch Zeit und Raum beflügelt ſich zu ſchwingen,
Von Mund zu Mund — und nimmer zu verklingen,

Kalliope.

Ihm ſoll die Nachwelt Ruhmeskränze flechten,
Aus deſſen Munde heil'ger Sang erſcholl.
Nicht nur die Lyra hielt er in der Rechten,
Und nicht im Lied ergoß ſein Geiſt ſich voll.
Durch jene Breiten, wo in Sternennächten
Der Dichtung reichſter Segen ihm entquoll,
Führt' ich, Kalliope, ihn zu den Tiefen,
Wo ſeiner Kunſt geheimſte Kräfte ſchliefen.

Ich weckte ſie. Von meinem Zauberſtabe
Berührt, erſchloß er ſich das Wunderland

Der Phantaſie, die, meine Göttergabe,
Ihm Blütenkränze um die Schläfe wand.
Ich bin die Muſe, die ob ſeinem Grabe
Für alle Zeiten hält die Weihehand,
Denn auf des Epos breiten, höchſten Stufen
Zu wandeln war ſein Schöpfergeiſt berufen.

Hier drang er mit dem lichtverklärten Blicke
Tief in die Kammern des Verborg'nen ein.
Und auf den Reigen wechſelnder Geſchicke
Goß er der Dichtung hellen Sonnenſchein.
Des Edlen Sieg, der Untergang der Tücke. —
So mußten ſich um ihn die Bilder reihn.
Und auf der Spur der Sitten und der Zeiten
Ließ er das Recht Triumph und Sieg erſtreiten.

So hat er euch mit zielbewußtem Streben
Der Vorzeit Zeugen zeugend hingeſtellt,
Und neuerweckt zum ewig ſchönen Leben
Aus ihren Trümmern eine Götterwelt.
Und ſchmäht man ihn, daß er ſich des begeben,
Was vaterländ'ſchen Sinn gefeſſelt hält —
Dem deutſchen Pindar bleibt für alle Zeiten
Der Größten Größter er von den Geweihten.

Geſtalten ſchwanken in der Flut der Jahre,
Geſchlechter reißt der Zeiten Brandung fort,
Es ſinkt im Strudel alles Wandelbare,
Unſterblich bleibt das wahre Dichterwort.

Auf ſchwankem Nachen führt das ewig Wahre
Der Vorwelt Herrlichkeit zum ſich'ren Port.
Er konnte kundig dieſen Nachen lenken,
Sich und der Welt zum bleibenden Gedenken.

Nun ſchläft er ſanft. Es rauſchen die Zypreſſen
An ſeiner Gruft, die ihn ſo früh verſchlang,
Ach, allzufrüh, eh' ihm, noch vollgemeſſen
Das Maß der Zeit, das volle Werk gelang.
Es klagt die Welt, doch ewig unvergeſſen
Bleibt alles Schöne, das den Tod bezwang.
Und Schönes ſchaffen war ſein ernſt Beſtreben.
Wer Ew'ges ſchafft, der wird auch ewig leben.

Melpomene.

Hoch überm Staub, des Sinnenzwangs entbunden,
Im Reich der Ideale winkt ein Glück,
Von keiner Macht der Zeiten überwunden
Führt es zur Gottheit ewig euch zurück.
Und zählt die Welt des Taumels flücht'ge Stunden,
Hinauf zum Äther flog ſein Sonnenblick.
Und mächtig in der Freiheit der Gedanken
Durchbrach ſein Genius des Staubes Schranken.

Mir folgte er zu jenem höchſten Wollen
Der Kunſt, das auf den Brettern Großes ſchafft,
Hier, wo des Lebens wilde Donner rollen
Und das Verhängnis ſeine Zügel ſtrafft,
Im Reich des Schickſals, jenem fügungsvollen,
Erſchloß er euch das Vollmaß ſeiner Kraft.

Hier herrſchte er auf neugeweihter Szene,
Und Deutſchland ſah die wahre Melpomene.

Hier, wo nur Schatten und Idole ſchweben,
Im goldnen Schein die Wirklichkeit verblaßt,
Hier wollt' er euch die Freiheit wiedergeben,
Die freche Willkür und die Ketten haßt;
Sein deutſches Volk, die Mitwelt ſittlich heben —
Das war ſein Ziel, wie er es groß erfaßt.
Und zündend von dem Podium der Bretter
Flog's durch die Lande wie ein klärend Wetter.

Denn ſeine Zeit ſtand in des Sturmes Zeichen.
Als Volk mit Volk, als Recht mit Willkür rang,
Als unter Hufen, unter Schwerterſtreichen
Die rohe Macht das Heil'ge niederzwang,
Vernahm die Welt im Rauſchen deutſcher Eichen
Der Freiheit wundervollen Alphornklang.
Wie drang ſein Ruf, der Rächerruf nach Sühne,
Ins Volk hinein vom Schaugerüſt der Bühne.

Wie hat er hier der Zeitgeſchichte Walten,
Des Schickſals Fügung mächtig dargeſtellt!
Und wo des Lebens rohe Töne hallten,
Wo Lüge ſich zum Häßlichen geſellt,
Wie hat er da in freudigem Geſtalten
Euch aufgetan die ſchön're, beſſ're Welt.
So führt' ich ihn, daß er auf deutſcher Erde
Prophet und Prieſter alles Guten werde.

So ſtieg ſein Geiſt mit mächt'gem Flügelſchlage
Hoch wie der Adler in die Luft ſich hebt,
Bis er den Schranken bitt'rer Erdentage
Zum lichten Äther des Olymps entſchwebt,
Bis in der Zeit des Leidens und der Plage
Vollendung nahte, die er angeſtrebt.
Das Wahre bleibt, muß auch das Schöne ſterben,
Das Gute ſiegt ob ewigem Verderben.

Euterpe.

Nun klage, Welt, nun klagt, ihr deutſchen Söhne!
Der Sänger ſchläft, dem meine Kraft ich lieh.

Kalliope.

Der Barde lebt, dem ich das Wahre, Schöne,
Das Gute wies im Reich der Phantaſie.

Melpomene.

Und nimmer ſtirbt er, der die ſchrillen Töne
Des Lebens wob zur reinſten Harmonie.

Alle drei.

Der bis zum letzten Abendſonnenſtrahle
Gewirkt, geſtritten für das Ideale.

Die Dichterfee.

Wenn beim Lampenſcheine
Ich ſo ganz alleine
Liege auf dem alten Kanapee,
Wenn beim Qualm des Krautes
Nie vorher Erſchautes
Im Gehirn ſich meldet — die Idee!
Wenn die Seifenblaſe
Wacher Traumekſtaſe
Bunt und ſchillernd wandelt in die Höh',
Dann, geſchmückt mit Roſen,
Kommt, mit mir zu koſen,
Bräutlich ſchön die holde Dichterfee.

Setzt ſich zu mir nieder,
Raunt mir ſüße Lieder,
Schöne Märchen ins berauſchte Ohr,
Aus dem Roſenmunde
Wird mir heimlich Kunde,
Was verborgen manchem Dichtertor.
Ihre blauen Augen
In die meinen tauchen,
Ernſt und Scherz ſtrahlt leuchtend draus hervor.
Spricht: Komm, laß uns herzen,
Koſen, ſingen, ſcherzen,
Richte dich an meiner Kunſt empor!

Laß, wenn auch die andern
Andre Wege wandern —
Flüchtig ist des Lebens wirrer Traum! —
Doch die Lieder schwingen,
Daß ins Herz sie dringen,
In das Ew'ge, über Zeit und Raum.
Und, wenn wie so viele,
Du im Wogenspiele
Deiner Zeit zerstiebst zu nicht'gem Schaum,
Wirst du fortgestalten,
Denn du hast gehalten
Eine Göttin an dem Mantelsaum.

Melancholia.

Kommst du schon wieder, düster schönes Weib,
Und schmiegst an mich die kalten, blassen Wangen?
Hinweg von mir, eh' freudiges Verlangen
Auf ewig ferne meiner Seele bleib!

Nicht nahst du mir zum müß'gen Zeitvertreib. —
Wem deine Blicke in die Seele drangen,
Hat nie das Glück, das leuchtende, umfangen,
Dein Kuß ist Tod, Verderben birgt dein Leib.

Laß ab von mir! Mich mahnt dein Liebeskosen
An Tage, die ich unter duft'gen Rosen,
Ach, lang ist's her, einst in der Jugend sah.

Nun ſind ſie hin, im Strom der Zeit verſchwunden,
Und ſtatt Fortuna hab' ich dich gefunden. —
Umarme mich, o Melancholia!

Das Ideal.

Der ew'gen Sonne gleich, die ſtrahlend ſchwebt
Vom Oſt herauf auf Bahnen fern und weit,
Und allverklärend zum Zenit ſich hebt,
Geleucht' der Räume und Geleucht' der Zeit,
So geht uns auf ein goldner Morgenſtrahl,
Im Werdegang das Ideal.

Was weſenstief den Sterblichen bewegt,
Die Sehnſucht weckt, Begeiſterung entfacht,
Was Schönes je die Menſchenbruſt gehegt,
Was groß ſie je und dauernd hat erdacht,
War nur des Ew'gen heil'ger Widerſtrahl,
Der Gottheit Schein — das Ideal.

Doch wandelbar iſt die Idee. Sie malt
Die Dinge roſig, wenn der Morgen blinkt,
In klare Pracht, wenn am Zenit ſie ſtrahlt,
Und Schatten fallen, wenn zur Raſt ſie ſinkt.
Es wechſelt die Erſcheinung allzumal,
Im Wandel bleibt das Ideal.

Es bleibt, wenn auch der Roſenduft verweht
Und grauſer Sturm die dunklen Wolken jagt,

Es bleibt, wenn auch die lichte Jugend geht,
Und bang der Sinn um einſt'ge Träume klagt.
Zum Tempel Kunſt erſchließt ſich das Portal,
Und leuchtend grüßt das Ideal.

Wär's auch nur Traum, wär's nur ein leerer Wahn,
Ein Blendwerk irrer Selbſtvermeſſenheit,
Es folgt die Menſchheit ſeiner Sonnenbahn
Und hebt ſich auf vom Staub der Wirklichkeit.
Im Atherblau, hoch überm Erdental,
Sucht ewig ſie das Ideal.

Die Weltgeſetze ſtehn, nie ſchwanken ſie,
Und menſchlich bleibt, was menſchlich von Beginn,
Zum Heiligtum der reinſten Harmonie
Zieht's ew'gen Drangs den Staubgebor'nen hin.
Und nie zerbricht des Lebens Wetterſtrahl
Das Leben ſelbſt — das Ideal.

Und wenn es auch am Horizont verglüht,
Des Tags Geſtirn, und 's kommt die dunkle Nacht,
Dann, noch verklärter, ſtrahlender erblüht
Die Himmelsflur in ihrer ew'gen Pracht.
Ein Tempelbau in flimmerndem Geſtrahl,
Entrückt dem Staub, das Ideal.

Rätſel.

Drei Schweſtern ſind's, die ſich beſtändig reichen
Die Hand beim Kommen und beim Scheidegruß.

Stets muß die eine, kommt die andre, weichen,
Die jüngſte ſtetiglich vermitteln muß.

Des Augenblickes Dauer nennt die erſte,
Stets iſt ſie jung, doch wird ſie immer ſein;
Schnell iſt ihr Schritt, ſtets fliehet ſie die ält'ſte,
Und ſie nur ſcheidet Wirklichkeit vom Schein.

Doch ernſt gemeſſen eilet in die Ferne
Der Schweſtern ält'ſte hin mit tiefem Blick.
So alt, ja älter noch als Sonn' und Sterne,
Trägt ſie in ihrem Schoß das Weltgeſchick.

Geheimnisvoll, das Angeſicht verſchleiert,
Naht immerdar die dritte ſchweigend ſich.
Stets kommt ſie an, wenn ihre Schweſter feiert
Des Augenblickes kurz gemeſſ'nes „Ich."

Sie alle drei, ſie ſchaffen und begraben,
Sie ſind ein Ding, das man nicht ſieht, doch mißt,
Kurz oder lang, man wird es immer haben,
Weil ohne es nichts Ird'ſches denkbar iſt.

Die neue Zeit.

Die Weltuhr ſchlägt. Es ruht im Schoß der Zeit
Im ew'gen Werden künft'ger Jahre Walten.
Das Alte ſtürzt und Neues muß geſtalten
Sich aus den Trümmern der Vergangenheit.

Im Wandlungsgang der Dinge ſtürzt der Wahn,
Jed' neu Jahrhundert muß ein altes rächen,
Durch Zeitenſchutt, Kulturenſturz einſt brechen
Ein neu' Geſchlecht der Wahrheit eine Bahn.

Es kommt und geht der Sterblichen Geſchlecht,
Ein neues Weltjahr wird dem Erdkreis tagen.
Der Zeiger kreiſt, es wird die Stunde ſchlagen
Auf Völkergräbern einſt dem Menſchenrecht.

Dann bricht das Joch, dann wird die Menſchheit frei!
Es ſtürzt, was morſch, und ſiegen muß das Wahre.
Zerſchmettert von der Rächerfauſt der Jahre,
Stirbt einſt gewiß den Tod die Tyrannei.

Die Zeit birgt Leben und die Zeit birgt Tod,
Und Dauer leiht ſie nur dem Idealen!
Am Horizont der Zukunft wird erſtrahlen
Des Völkerfrühlings herrlich Morgenrot!

Roſen und Dornen.

1.

Wo Roſen blühn, da iſt der Dorn nicht weit,
Die Allnatur gab ihn zum Schutzgeleit.

Sie hat die Roſe mit dem Dorn bewehrt,
Daß ihre Schöne bleibe unverſehrt.

Sie gab Gewaffen jeder Kreatur
Im tiefen Meer, in Lüften, Wald und Flur.

Das Bienlein hat den Stachel, der da ſticht,
Wenn feindlich Leben ſeinen Frieden bricht.

Die Schlange wehrt ſich durch ihr Giftgeſchoß,
Durch's Horn der Stier und mit dem Huf das Roß.

Das Käferlein und ſelbſt der Schmetterling
Von Allnatur ein Schutzgewehr empfing.

Es richtet ſich der Wehr Beſchaffenheit
Bei jedem Ding nach ſeiner Nutzbarkeit.

Hätt' nicht die Roſe ſcharfen Dorn am Stiel,
Sie Freund und Feind gar bald zum Opfer fiel.

Und ihn, dem ihre Schöne blüht und lacht,
Mahnt rauh der Dorn: Erfreu' dich ihrer Pracht!

Und freble nicht an ihrer Herrlichkeit!
Wo Roſen blühn, da iſt der Dorn nicht weit.

2.

Vor langer Zeit, in einem fernen Tal,
Sah ich die Lieb' zum allererſten Mal.

Auf ihren Wangen blühte Roſenglut,
Auf ſchnee'gem Nacken fiel der Haare Flut.

Aus ihren Augen lachte Zauberſchein,
Es lud der Mund zum Kuß und Koſen ein.

Sah ihre Schöne, ſah ihr Angeſicht,
Des Nackens Schnee, doch, ach, die Dornen nicht.

Ein heiß' Begehren jeder Herzensſchlag
Und nur von Roſen träumt' ich Nacht und Tag.

O Roſenliebe! Bald verging die Luſt,
Es ſtach die Lieb' den Dorn mir in die Bruſt.

Und eines Tags ein wilder Knabe kam,
Der keck das Röslein ſamt den Dornen nahm.

Da ward es öd' in jenem Tal und leer,
Ich ſah die Lieb' wohl manches Jahr nicht mehr.

Zog aus dem Tal in tiefer Traurigkeit. —
Wo Roſen blühn, da iſt der Dorn nicht weit.

3.

Drei Feuerroſen leuchten durch die Zeit,
Die Freiheit, Güte und Wahrhaftigkeit.

Im ew'gen Blühn, vieldornig, heißbegehrt,
Die Roſe Wahrheit ſich der Lüge wehrt.

Sie wehrt dem Truge durch das ſcharfe Wort,
Sie treibt den Wahn, ſie ſcheucht das Blendwerk fort.

Den Purpurkelch hebt kühn und glutenſchwer
Empor die Freiheit mit der Dornenwehr.

Und rächt den Schimpf, wenn rohe Räuberfauſt
An ihren Blüten, ihrem Stengel zauſt.

Es weicht die Willkür und es flieht der Knecht,
Denn ihr Gewaffen iſt das Menſchenrecht.

Und wo die Güte hebt das Haupt empor
Voll Duft und Schimmer in der Blüten Flor.

Naht kein Verderber, dem das Vehmgericht
Der Menschenrache nicht das Urteil spricht.

Im weisen Walten schützt ein Weltgebot
Die höchsten Güter in Gefahr und Not.

Ein weises Walten schirmt die Nützlichkeit. —
Wo Rosen blühn, da ist der Dorn nicht weit.

Sonnenfunken.

Trübe Nacht hängt über grünen Matten,
Durch das Dunkel huschen düst're Schatten,
Lichterstorben, tot die weite Runde,
Nur der Sturm heult in des Waldes Grunde,
Jagt des Tages wolkiglichte Träume
Gleich Gespenstern durch die finst'ren Räume.
Schauer rings, kein Himmelsflämmchen lacht
Durch die Schatten in dem Graun der Nacht.

Längst geflohen sind der Jugend Tage,
Durch die Nacht braust wilde Sturmesklage,
Längst die Sonne lichten Glück's geschieden,
Kampf und Wetter wich der süße Frieden.
Und den Stern der Hoffnung sucht vergebens
Nun der Blick am Firmament des Lebens.

Sehnſuchtsſchwere, grauſe Einſamkeit!
Licht und Leben ſank ins Grab der Zeit.

Freudlos, bleiern ſchleichen hin die Stunden,
Hinter Wolken iſt all Glück verſchwunden.
Sorg' und Elend, nächtliche Geſtalten,
Düſt'ren Blickes ihre Heerſchau halten.
Hahnſchrei kündet jungen Tags Erſtehen,
Doch die Schatten wollen nicht verwehen.
Nebel, Dunſt! Da bricht mit einem Mal
Funkelnd durch ein goldner Sonnenſtrahl.

In die Seele, traum- und ſehnſuchtstrunken,
Fallen jach des Glückes Sonnenfunken —
Goldig ſchimmernd, blitzendes Verheißen,
Strahlend Leben aus den Sternenkreiſen!
Neuverklärt das All mit tauſend Wonnen!
Und die Nacht, die trübe, iſt zerronnen.
Sieghaft weiter dringt der Sonnentag
In das Herz, und Luſt wird jeder Schlag.

Wechſelvoll, im ew'gen Nächten, Tagen
Rollt das Sein die Bahnen. Sturmverſchlagen
Flieht das Glück, der Friede, ſel'ges Hoffen —
Bis von Sonnenfunken hell getroffen
Neu der Geiſt auf lichtumfloſſ'nen Fluren
Wandelnd ſucht des Glücks verlor'ne Spuren.
Liebe hellt den dunklen Pfad der Zeit,
Nur die Liebe bringt Glückſeligkeit.

Die Nemesis.

Das Recht liegt im Staube, die Freiheit gefloh'n,
Es schreitet der Willkür satanischer Sohn,
Der Mord, über Grüfte und Leichen.
Da hebt in den Lüften ein Brausen sich an,
Kommt näher und näher und dräuhend heran,
Und Frevel und Lüge erbleichen.

Gleich wie aus den Gräbern in nächt'ger Gestalt
Fegt's weltein mit Hufschlag wie Sturmesgewalt,
Dem Rechte die Streiter zu werben.
Die Nemesis nahet auf schäumendem Roß!
Und hinter ihr her stürmt im schnaubenden Troß
Die Sühne, Wut, Haß und Verderben.

Was willst du? Wohin mit dem flammenden Stahl,
Bringst du die Erlösung von Knechtschaft und Qual,
Willst du unf're Ketten zerbrechen? —
Ich bin die Vergeltung, die Throne zerbricht,
Die heilige Wehme, der Völker Gericht,
Den Frevel am Heil'gen zu rächen.

Jahrhunderte rollen ins Ewige fort,
Ob Schuld und Verbrechen, tyrannischem Wort;
Gewalt hält vor Thronen die Wache.
Doch wenn in der Fülle der Zeit mein Genoß,
Der Aufruhr, mich ruft — dann auf fliegendem Roß,
Erschein ich, die Göttin der Rache.

Dann zittert und wankt in den Fugen die Welt,
Dann ſtürzen Paläſte und Throne. Dann gellt
Empörung durch Reiche und Gauen.
Dann werden die Flammen des Haſſes entfacht,
Dann ſinken verblutend Titanen der Macht,
Dann hebt an ein Würgen voll Grauen.

Sieh auf die Zeiten! Du ſahſt meine Hand
Nach Schwüle und Nöten im galliſchen Land
Gleich Blitzſtrahl die Frevler zerſpalten.
Und ſinkt auch in Gräber Geſchlecht auf Geſchlecht,
Es wird einſt beginnen nach ewigem Recht
Der Nemeſis furchtbares Walten.

Die Hand.

Der Tag entfloh. Tiefſchweigend kam die Nacht,
Aus Sphären goß Lichtſtrahlen ihr Geſtirn.
Mich floh der Schlaf, es lag in Bann und Acht
Des Feuerweins das wild erhitzte Hirn.

Da war es mir, als ſtreckt' im Traumgeſicht
Sich eine Fauſt nach meiner Rechten aus,
Und ſchleppte mich — ein Führen war es nicht —
Mit eiſ'rnem Griff zum Trinkgelag hinaus.

Im Taumel folgte ich dem Handgeleit,
Der Branntwein floß, es ſchäumte der Pokal,
Die Stunden floh'n, die Tage. Und die Zeit
Ward Jahr um Jahr ein wüſtes Bacchanal.

Die Wangen hohl, das helle Aug' verglaſt,
So knirſcht der Sklave in der Höllenhaft,
Bis neu der Sekt durch alle Adern raſt,
Und wild entfeſſelt jede Leidenſchaft.

Umſonſt der Halt, umſonſt der Widerſtand,
Ein ſteter Kampf, in dem er unterliegt!
Ihm fehlt die Kraft. Es ſchleppt die Geiſterhand
Zum Abgrund ihn — und das Verderben ſiegt.

Nur noch ein Schritt — es gähnt der ſchwarze Schlund,
Mit Grauſen ſteht er an des Abgrunds Rand!
Nur noch ein Schritt! Und bis zum tiefſten Grund
Des Erdenelends reißt hinab die Hand.

Mit jähem Ruck fuhr ich vom Schlaf empor,
Beklemmt die Bruſt, die Pulſe pochten wild.
War's auch nur Traum, — ſo träumt' ich nie zuvor! —
Es war der Traum mein eigen Lebensbild.

Noch fühlt den Griff, der ihn in Feſſeln ſchlug,
Des Sklaven Hand, als ſei es Wirklichkeit.
Mit Schaudern ſah die Wahrheit in dem Trug
Sein wacher Geiſt, vom Traumgeſicht befreit.

Und weſſen Hand war's, die von lichter Bahn
Gewaltſam reißt und zu den Tiefen zerrt?
Wes Eiſenfauſt hat ihn ins Joch getan,
Wie Damokles bedroht ihn mit dem Schwert?

War es das Schickſal, das die Wege führt,
Die vorbeſtimmt dem freien Menſchengeiſt?

Ein feindlich Walten, das ſich Opfer kürt,
Hinab, hinab in das Verderben reißt?

Nach Urgeſetzen läuft die Weltenuhr,
Der freie Geiſt, er wählt nach Kraft und Hang
Und führt ſich ſelbſt auf ſeines Schickſals Spur
Zum Lebensſiege und zum Untergang.

So lag ich wachend, und vorüber zog
Im Schreckensbilde manches wüſte Jahr.
O jene Hand, die mich ums Glück betrog,
Die all mein Elend und Verhängnis war!

Um Gut und Ehre hat ſie mich gebracht,
Um Seelenfrieden und um Lieb' und Weib.
Und wollt ich fort, ſie hielt mit Rieſenmacht
Den Sklaven feſt zum höll'ſchen Zeitvertreib.

Fluch ſei der Hand, Fluch ewig dem Pokal!
Wo Liebe ſtirbt, erwacht der grimmſte Haß.
Es war die Hand, die Hand der Not und Qual,
Im Alkohol der Satanas.

Der deutſchamerikaniſche Dichterwald.

Vielhundertwipflich wogſt du über mir,
Du junger Wald, dem deutſchen Geiſt entſproſſen,
Wie hebſt du frei, von Weihe übergoſſen,
Zum Licht empor die grüne Blätterzier.

Hoch wölbt der Dom der Kunst sich über dir.
Ob wurzeltief im Boden eingeschlossen
Der fremden Welt, du bist vom Hauch durchflossen
Des Vaterlands. — Gegrüßet seist du mir.

Der Sabbat wohnt in deinen Tempelhallen,
Drin still die Musen hehrer Dichtung wallen,
Und sich erschließt das Reich der Harmonie.

Hier weht der Odem, dem die Herzen lauschen,
Denn durch die Wipfel geht im Liederrauschen
Der Genius der deutschen Poesie.

Schon mancher Stamm streckt rauschend seine Krone
Ins ew'ge Blau, um nimmer zu vergehn.
Und rings umher viel junge Eichen stehn, —
Die deutschen Eichen einer fremden Zone.

Aus deutschem Munde klingt im Harfentone
Ein liedgewaltig Brausen und Getön.
Hört ihr den Klang? Das ist des Waldes Wehn,
Auf fremder Erde deutscher Kunst zum Lohne.

Noch bist du, Wald, im Maientraum befangen,
Kaum hat dein Blühn und Wehen angefangen,
Und wenig kennt man deine reiche Welt.

Bald aber lauter wird dein Rauschen klingen,
Und höher wirst du deine Wipfel schwingen,
Ein Dichterwald empor zum Sternenzelt.

Ein Kranz am Denkmal Hazen S. Pingrees.

Entrückt dem Staub, von Sonnenglanz umfloſſen,
Zu Häupten dir der Wipfel grüne Pracht,
Thronſt du, Tribun, dem man einſt hohngelacht,
Nun auf Granit, aus ew'gem Erz gegoſſen.

Haſt du wohl je, als du empor die Sproſſen
Der Ruhmesleiter ſtiegſt, daran gedacht,
Daß dich in Erz, nach mächt'ger Geiſterſchlacht,
Einſt ſchauen würden deine Zeitgenoſſen?

Nach all den Kämpfen mit der feilen Rotte
Der Volksverräter, die mit ihresgleichen,
Ob deinen Taten oft vor Wut geſchäumt,

Nach all dem Haß, dem Hohne und dem Spotte,
Den Brutusſtößen und den Judasſtreichen —
Nein, Volkstribun, das haſt du nie geträumt!

Noch ahnten jene, die den kühnen Recken
Des Volks geſchmäht, mit Judaskuß verraten,
Daß dich ſo bald des Lebens Ruhmestaten
Im Erze würden aus dem Tod erwecken.

Wenn Moder deine Haſſer wird bedecken,
Und Schutt der Zeit die Manen der Piraten,
Die auf das Recht mit Räuberfüßen traten,
Wird ehern noch empor dein Bild ſich ſtrecken.

Und pred'gen wird es einem Spätgeſchlechte,
So lang noch Stimmen ſind im Erz, dem toten,
Vom Kampf der Zeit, in dem du Sieger bliebſt,

Da, mit der Streitaxt der verbrieften Rechte,
Des Mammons Söldner, Schranzen und Zeloten
Titanengleich voll Zorn du niederhiebſt.

Ja, ein Titan warſt du, Tribun, im Streit.
Wie kühnen Worts biſt du darein gefahren,
Wenn's Not getan, das Wohl des Volks zu wahren!
Mit Rieſenſchritten gingſt du durch die Zeit.

Hervor vom Dunkel der Verborgenheit
Tratſt du ins Forum mit ergrauten Haaren,
Um in zwölf kurzen, tatenreichen Jahren
Dich aufzuſchwingen zur Unſterblichkeit.

Mit Staunen hat die Welt die Mär vernommen
Vom Manne, der den Sitz der Macht erklommen,
Von jener Bank, auf der die Ahle blinkt, —

Der ſchlicht geblieben bis zur letzten Stunde. —
Bei Gott, Tribun, das iſt aus Dichtermunde
Des Sanges wert, wie würd'ger keiner klingt.

Vorüber brauſt die Zeit, dem Tod entgegen
Wallt's laute Leben mit verworr'nem Klang,
Die Gegenwart rollt ihre Bahn entlang,
In Gräber ſinken, die im Staub ſich regen.

Doch jene Taten, die die Zeit bewegen,
Sie leben fort in Wort und Bardenſang,
Drum dieſen Kranz will ſtill am Stufengang
Zu deinem Bild ich heute niederlegen.

Ich leg' ihn hin. Mög' er dein Bildnis ſchmücken
Und ſeine Blumen nie die Zeit zerpflücken!
In Herzensſtille hab' ich ihn gewunden

Und Immortellen, Roſen eingebunden,
Blauveilchen, Apfelblüten, Tulpen, Nelken. —
Er grüne, blühe, nimmer zu verwelken!

Größenwahn und Streben.

Wer träumte nicht in goldnen Jugendtagen
Den Traum von Ruhm und von Unſterblichkeit?
Wer ſtrebte nicht, ins große Buch der Zeit
Mit Flammenſchrift ſich ewig einzutragen?

Hin über Gräber auf dem Siegeswagen
Der Kraft zu fliegen im Triumphgeleit,
Und überm Moder der Vergeſſenheit
Hoch im Olymp die Wohnung aufzuſchlagen. —

Das war der Traum, der in der Jugend blühte,
Das war das Streben, das die Bruſt durchglühte
All jenen Großen, die getrotzt dem Tod.

Nie ward der Zeit das Ew'ge abgerungen,
Wo nicht des Strebens lichte Feuerzungen
Zu Taten drängend jach den Geiſt durchloht.

Nie iſt ein Ruhm von Mund zu Mund gedrungen,
Wo nicht der Geiſt vorerſt den Wunſch gehegt,
Nie hat der Zeiten Räderwerk bewegt
Je eine Tat, die nicht dem Wunſch entſprungen.

Nennt ihr es Ruhmſucht, die der Wahn gedungen,
Und die der Ergeiz in die Bruſt gelegt?
Ja, Größenwahn, der ſich in Ohnmacht regt,
Weil das Genie rings Raum und Zeit bezwungen?

Wohlan, es ſei! Kein Zäſar ward geboren,
Der nicht geträumt von künft'gen großen Siegen,
Und kein Genie erklomm des Ruhmes Bahn,

Die ſich ſein Streben nicht als Ziel erkoren.
Kein Sieg gelang, kein Gipfel ward erſtiegen
Im Lauf der Zeiten ohne „Größenwahn."

Hoch wie der Aar, im Äther ſich zu wiegen,
Strebt auf der Geiſt, den keine Feſſel zwingt,
Und göttergleich, vom Genius beſchwingt,
Empor vom Staub den Sternen zuzufliegen.

Das iſt der Drang, im Kampf des Seins zu ſiegen,
Das iſt die Kraft, die mit dem Tode ringt,
Und wem der Sieg im Streite nicht gelingt,
Der bleibt gelähmt im eignen Moder liegen.

Wollt ihr, — die nie vom Feuerdrang entbrannt,
Die Gruft zu fliehn, — verhöhnen jenes Streben,
Wenn es empor den Fittig ſpannt?

Verfault im Staube, der euch näher liegt!
Mir aber gönnt, im Liede fortzuleben, —
Ein ſchlichter Sänger, der durchs Lied geſiegt.

Humor und Satire

Dunſt.

Viſion, Viſion! Aus Nebeln bläulichlicht
Seh' ich ein Dunſtgebild mir nahe wallen.
Es iſt ein Weib! Unſchön das Angeſicht,
Um das die Strähne ſchwarzer Haare fallen.
Und in den Augen lodert wilde Brunſt. —
Ich weich' zurück vor dieſem Bild von Dunſt.

„Bangt dir vor mir?" Und ſchreiend bricht hervor
Die Stimme jetzt. „Sag an, was iſt ein Name?
Das meiſtbegehrte Weib, du blöder Tor,
Bin ich allein, mein Name iſt Reklame.
Und manchen Pfuſcher, der die Kunſt verhunzt,
Mach' ich berühmt durch meinen blauen Dunſt.

Ruhm iſt mein Mann, es iſt der Ruf mein Sohn,
Wer ſie begehrt, muß ſich bei mir erſt melden.
Ob er was kann, iſt gleich. Ihm wird zum Lohn
Das Renommee des Denkers, Dichters, Helden, —
Denn manchem ſeine ſogenannte Kunſt
Iſt ſchließlich nichts, als nur mein blauer Dunſt.

Mein Wort reicht weit. Ich bin die Zauberin,
Die faſt aus Nichts ein Trugbild kann geſtalten.
Ich web' es grad, ſo wie ich ſelber bin,
Um's dann der Welt als Wahrheit hinzuhalten.
Und manchen preiſt Hiſtoria umſunſt. —
Ich wob um ihn geſchichtlich blauen Dunſt.

Und ſiehſt du dich genau im Leben um,
Gibt dir Erfolg von meinen Taten Kunde,
Doch das Verdienſt und manch ein Unikum
Geht ohne mich oft elendig zugrunde.
So iſt es heute und ſo war es ſunſt, —
Die halbe Welt braucht meinen blauen Dunſt."

„Du haſt," ſo ſprach ich nun zum Nebelweib,
„Geſagt ſo manches, worauf wohl zu achten,
Wie wär' es denn, wenn wir zum Zeitvertreib
Ein wenig Freundſchaft miteinander machten?
Heraus mit deiner vielgeſuchten Gunſt
Und hülle mich in deinen blauen Dunſt!"

Nicht.

Die blondſte von allen,
Weiß, ſonnig und licht,
Sie kann mir gefallen,
Doch mein Herz hat ſie nicht.

Und dunkel die zweite,
Schön wie ein Gedicht,
Sie ist meine Freude,
Doch mein Herz hat sie nicht.

Doch da ist noch eine,
Nicht dunkel, nicht licht,
Die ist's, die ich meine, —
Und die will mich nicht.

Das ist so 'ne feine,
Die Herzen zerbricht. —
Sag an, liebe Kleine,
Warum willst du mich nicht?

Auflehnung.

Es will die Welt mir gar nicht recht,
Mir gar nicht recht gefallen,
Ich werde einfach hundeschlecht
Behandelt, fast von allen.

Ich mag mich mühen noch so sehr,
Und noch so sehr mich breiten,
's ist gleich von Anfang nicht weit her,
Erfolg will's nicht begleiten.

Es will mir nimmer nach Gebühr,
Nicht nach Gebühr das glücken,
Was alle andern außer mir
Mit leichter Mühe pflücken.

Träumt manchen kurzen Traum von Glück,
Von Glück und sel'gem Lieben,
Doch mehr gab nie mir das Geschick, —
Beim Träumen ist's geblieben.

Hab' auch die Hand nach Gut und Ehr',
Nach Gut und Ehr' gehalten, —
Doch kam mir stets was in die Quer,
Und alles blieb beim Alten.

Wer trägt die Schuld an solchem Pech,
An solchem Pech, ihr Brüder?
Ich? Ich! Na, ja, sagt's nur recht frech,
Bin's selbst natürlich wieder!

Ich möcht' die ganze Mitwelt gleich,
Ja gleich in Stücke hauen!
Und dann mit einem Schöpfungsstreich
Ganz neu 'ne andre bauen.

Ich möcht', ich möcht' — so wie ich bin,
So wie ich bin, recht wüten! —
Ich glaub', ich hau' mir selbst eins hin
Und geb' mich dann zufrieden.

Schöpfungsmär.

Als einſt der Herr die Welt gebaut
Aus Urſtoff ſehr bedächtig,
Da hat er ſtolz umher geſchaut
Und ſprach: Ei, das iſt prächtig.

Ich hab' die Schöpfung wohl beſtellt,
Es muß mein Werk mich ehren,
Und wem darin es nicht gefällt,
Soll ſich zum Kuckuck ſcheren.

Da kam zu ihm am nächſten Tag
Adam und ſprach vermeſſen:
Entſchuld'ge Herr, daß ich es wag, —
Du haſt etwas vergeſſen.

Du haſt 'nem jeden Lumpian,
Der Federn trägt und Klauen,
Ein ſüßes Weibchen beigetan,
Doch ich kann keines ſchauen.

Mir haſt du nur die Sehnſucht in
Den Buſen tief gegraben,
So kommt's mir nimmer aus dem Sinn,
Daß ich ein Weib ſollt' haben.

Sogar der Kuckuck, der ja doch
Sein Neſt nicht ſelbſt mag bauen,
Lebt glücklich in dem Ehejoch,
Läßt er ſich gleich nicht trauen.

Und ist dein Himmel noch so blau,
Grün Wälder, Flur und Meere,
Dein Paradies ist ohne Frau
Von ganz infamer Leere.

Da sprach der Herrgott zum Adam:
Hast recht, ich hab's verfehlet,
Es sei ein Weibchen wonnesam
Dir alsogleich vermählet.

Doch kann ich dir der Sehnsucht Qual
Nicht aus dem Busen rauben,
Und ärgert sie dich manch einmal,
So mußt du halt dran glauben. — — —

Und die Moral von dieser Mär,
Die kann man leicht erschauen:
Es dreht sich halt von Alters her
Die Welt allein um Frauen,

? ? ? ?

Wer die hier sind, die, krumm, gebückt, geringelt sich verneigen?
Je nun, mein lieber Freund, das sind halt ein paar Fragezeichen.

Als neulich mir jemand einmal erzählt von Männerstreichen,
Nahm ich mir vor: Ich dichte was von solchen Fragezeichen.

Man ſieht, der Spruch iſt nicht von mir, das darf ich nicht verſchweigen,
Sonſt wär am Ende ſelber ich auch ſo ein Fragezeichen.

Auch nicht die Form, die tänzelnd ſchwingt ſich zum Ghaſelenreigen,
Die iſt und bleibt wohl Dingelſtedts mit ſeinen Fragezeichen.

Doch kann ſich ſein Gedankengang mit meinem nicht vergleichen,
Die meinen, im Poem hier, ſind ganz andre Fragezeichen!

Die meinen ſieht man überall in Stadt und Land 'rumſchleichen,
In Männer- und in Weiberform, als wahre Fragezeichen.

Du ſiehſt ſie manchmal grad vor dir wie aus dem Boden ſteigen,
Und frägſt du, wer ſie ſind, ſo heißt's: Das ſind halt Fragezeichen.

Man ſieht ſie in Amerika und auch in andern Reichen,
Doch weiß man was Beſtimmtes nie, — es ſind halt Fragezeichen.

Und frägſt nach ihrem Stammbaum du, und wie ſie ſich verzweigen,
So ſchulden ſie die Antwort dir, als echte Fragezeichen.

Als Exiſtenzen ſieht man ſie bald kommen, bald entweichen,
Fragwürdig ſtehn ſie vor dir ſtets, als ew'ge Fragezeichen.

Die Zeche in den Kneipen ſieht man ſie kaum je begleichen,
Am beſten iſt's, du ſchreibſt dabei gleich ein paar Fragezeichen.

Und werden dieſe Blümlein auf der Lebensau verbleichen?
Ach nein! Wie's Unkraut wuchern fort ſtets dieſe Fragezeichen.

Und liegen ſie einſt ſtumm und kalt im Totenhaus als Leichen,
So macht man ſelbſt am Sarge noch ſo ein paar Fragezeichen.

Und weißt du jetzt nicht, wen ich mein', ſo laſſe dich heimgeigen,
Ich habe weiter nichts im Sinn als ein paar Fragezeichen.

Die Mär vom Fink.

Als Adam einſt im Paradies
Im Sang die Vögel unterwies,
Und jedem ſeine Melodei
Einübte ohne Künſtelei,
Da war bald, eh' er ſich's verſah,
Vom Liederſchatz kein Lied mehr da.

Die großen Sänger der Natur,
Die hatten ihre Partitur,
Und jeder ſang herab vom Blatt,
Wie's Adam ſie gelehret hat,
So daß die edle Muſika
Florierte, wie's noch nie geſchah.

Zuletzt, am andren Morgen, kam
Ein kecker Vogel zu Adam.
Es war der Fink, der geſtern nicht
Erſchienen war zum Unterricht,
Der, wie's noch ſpäter oft geſchah,
Geſchwänzt die Akademia.

Der ſtellte ſich dem Adam vor
Und ſprach zu ihm: „Herr Profeſſor!
Ich habe Stimme und Talent.
Das ſagt ein jeder, der mich kennt.
Und groß iſt meine Tonſkala. —
Iſt noch für mich ein Singſang da?“

Der Adam ſah den Vogel an:
„Wer ſelbſt ſich lobt, iſt ſchlimm daran!

Doch heute mag's gestattet sein,
Denn deine Stimm' ist wirklich rein,
Und klar und voll und schön, — o ja!
Doch ist für dich kein Lied mehr da.

Der Zeisig hat das letzte Stück,
Ich glaub', er bringt's mir noch zurück.
Die Schwalbe, die nicht singen kann,
Die wies ich nur zum Zwitschern an.
Der Spatz schimpft auf mich fern und nah, —
Warum warst du nicht gestern da?"

Da war das Finklein ganz erblaßt
Und sprach: „Hab' meine Zeit verpaßt.
Hast du denn gar kein Stücklein mehr,
Vielleicht ein Solo, das nicht schwer?" —
Da rief der Adam Frau Eva,
Die sagte: „Fink, Fink, ei, — sieh da!"

Und weil sie das gesungen hat,
Sehr schön und ohne Notenblatt,
So nahm der Fink ihr Wort für Wort
Und Melodei vom Munde fort,
Und schmettert hell im hohen A:
„Fink, fink, fink, fink, zerreizita!"

So kam es, daß der Vogel Fink
Auch noch gelernt ein Liedchen flink,
Der, hätt' er sich gefunden ein,
Heut' könnt' ein großer Sänger sein.

So kann er nur das Liedchen da:
„Fink, fink, fink, fink, zerreizita!“

Noch heute ſingt er's, 's iſt nicht viel,
Doch wenn er's ſingt, ſo hat es Stil.
Oft ſang er mir's vor meinem Haus,
Nie kam er aus dem Ton heraus.
Des Morgens war zuerſt er da
Und ſang ſein: „Fink, zerreizita!“

Ich hab' mich oft gewundert ſehr:
Wo hat der Fink das Liedchen her?
Stets kam mir Text und Melodie
So vor, als ſei's 'ne Parodie.
Wo immer einen Fink ich ſah,
Dacht' ich des: „Fink, zerreizita!“

Da hat im Wald von ungefähr
Der Kuckuck mir erzählt die Mär,
Und hat dabei hinzugefügt,
Wie bitter ſich das Schwänzen rügt.
Ich merkt' mir die Hiſtoria:
„Fink, fink, fink, fink, zerreizita!“

Und die Moral von der Geſchicht'
Sehr deutlich aus den Verſen ſpricht:
Wer's Lernen nicht zur Zeit anfing,
Dem geht es, wie's dem Finken ging,
Bleibt ignorant, etcetera —
„Fink, fink, fink, fink, zerreizita!“

Dichterrache.

Halt, Amor, ein, halt ein mit deinen Pfeilen!
Hebſt du den Silberbogen nur zum Morden?
Mir iſt ſo leidig um das Herz geworden,
Schlägſt du nur Wunden, ohne ſie zu heilen?

Hinweg von mir, du Wicht, mit deinen feilen
Und trügeriſchen, falſchen Liebesworten!
Geſchloſſen ſind mir Pſyches Tempelpforten
Zum Paradies, da meine Wünſche weilen.

Du griech'ſcher Knirps, verruchter Mordgeſelle,
Du Erzbandit aus den olymp'ſchen Gauen!
Einſt kommt der Tag, da deiner Liſt ich lache.

Dann rettet dich nicht deiner Flügel Schnelle,
Dann will ich dich gottsjämmerlich verhauen,
Und nehm' 'ne andre dann aus purer Rache.

Eine Diebin.

Kenn' eine Maid, Gott ſtrafe mich,
Schön wie der Frühlingsmorgen,
Doch leider ſtiehlt ſie fürchterlich,
Und macht mir viele Sorgen.

Die treibt nun ſchon die Dieberei
Seit Jahren höchſt verwegen;
Kein Menſch, ſelbſt nicht die Polizei,
Kann ihr das Handwerk legen.

Der Wangen ſanfte Purpurglut,
Hat ſie der Roſ' entwendet,
Und hat mit dem geſtohlnen Gut.
Manch Männerherz verblendet.

Den Herrgott ſelbſt verſchont ſie nicht
In ſeiner Himmelsferne,
Und ſteckt ſich lachend ins Geſicht
Zwei ſeiner ſchönſten Sterne.

Mir ſcheint, es weiß die Polizei
Noch nichts von Weiberränken,
Drum möcht' auf dieſe Räuberei
Ihr Augenmerk ich lenken.

Denn gleich wie ſie den Herrn beſtahl, —
Ich ſag' es unverhohlen, —
Hat ſie mit ihrer Augen Strahl
Auch mir mein Herz geſtohlen.

Auch dieſen Diebſtahl kennt man nicht
Auf unſern Hauptquartieren,
Sonſt müßte man nach Recht und Pflicht
Die Diebin prozeſſieren.

Denn ohne Herzen kann man halt
Nicht auf die Dauer leben, —
Drum bitt' ich, mir dafür recht bald
Der Diebin Herz zu geben.

Zerriſſen.

Zerriſſen ſind meine Gedanken,
Zerriſſen iſt mein Sinn,
Zerriſſen ſind auch meine Hoſen,
Kaum weiß ich, woran ich bin.

Zerriſſen iſt ferner mein Beutel,
Zerriſſen mein Humor,
Darum ſind auch meine Finanzen
So ſchlecht, wie nie zuvor.

Um mich hat ſich keine geriſſen,
So oft ich auch gefreit,
Bin weiblos geblieben, und daher
Kommt meine Zerriſſenheit.

Warum, wozu, für wen?

Ich dichte, weil ich dichten muß,
Nicht bloß zum Zeitvertreiben,
Doch wenn mir fehlt der Stimulus,
Dann laß ich's Dichten bleiben.

Ich dichte, wann es mir behagt,
Im Freien und zu Hauſe,
Doch mach' ich, wenn der Durſt mich plagt,
Gewöhnlich eine Pauſe.

Ich dichte, wie's mir grade paßt,
Vom Frühling und von Liebe,
Doch wenn mir einer ist verhaßt,
Dann setzt's auch manchmal Hiebe.

Ich sing wie's Vöglein in dem Wald,
Und manchmal mach' ich Faxen,
Kurzum, ich dichte, wie mir halt
Der Schnabel ist gewachsen.

So schreib' ich meine Verse nun,
Und mach' kein großes Wesen,
Und wem sie nicht gefallen tun —
Braucht sie ja nicht zu lesen.

Irrwische.

Sie tauchen auf und keiner sieht
So recht, woher sie stammen,
Und eh' man weiß, wie es geschieht,
So sind sie schon beisammen.

Irrwische sind's, die flackernd gehn
Von einem Sumpf zum andern.
Und will man sie genau besehn,
Muß man zur Schenke wandern.

Da sieht man manch ein Grafenpaar
Und früh're Kommandeure,

Barone und die ganze Schar
Der größten Schwadroneure.

Sie wissen, was dem Magen frommt,
Und trinken, daß sie tanzen,
Doch wenn es zum Bezahlen kommt,
Dann fehlen die Finanzen.

Doch macht das ihnen wenig aus,
Nie lassen sie sich lumpen,
Sie leben fort in Saus und Braus,
Indem sie einfach pumpen.

Mit einem Schädel voll Gehirn
Nicht selten, und Talenten,
So zählen sie mit dreister Stirn
Sich zu den Prominenten.

Doch ist das halt nur Flackerschein,
Womit sie Dumme necken,
Kein Prominenter lädt sie ein,
Im Sumpfe bleibt man stecken.

Wie strahlt ihr in der Niederung
Hervor aus Dämmerschleiern!
Irrwische! Meiner Muse Schwung
Soll euch im Liede feiern.

Maiſtimmung.

Ach, wie ſchön auf Feld und Heide
Iſt es doch im Mai,
Wenn die ſchöne Adeleide
Traulich iſt dabei.

Hand in Hand auf Blütenſtraßen
Wandeln wir zu zwei.
Ja, das nenn' ich ein'germaßen
Einen ſchönen Mai.

Doch wenn ich die Zeit vergeude
Einſam auf der Flur,
Dann iſt doch von Maienfreude
Keine blaſſe Spur!

Ohne ſie, wenn ich's bedenke,
Ohne einen Schatz,
Iſt im holden Mai die Schenke
Noch der beſte Platz.

Naſſauer.

Im „Weißen Roß" bei Vater Klaus
Da gibt's der Zecher viel,
Die trinken manchen Schoppen aus
Bei Red' und Kartenſpiel.
Wer ſie nicht kennt, der meint vielleicht,
Daß nichts dem „Weißen Rößlein" gleicht.

Im „Weißen Roß“ da kehrt gern ein
So mancher Bummelwicht,
Der ſauft mit andern Bier und Wein,
Doch zahlen tut er nicht.
Und wer ihn kennt, ihn nie vergißt,
Man weiß, daß er von Naſſau iſt.

Er nent ſich Fritz, er nennt ſich Paul,
Es kommt nicht darauf an,
Stets führt er nur ein großes Maul
Und ſauft, ſoviel er kann.
Und wer ihn kennt, ihn nie vergißt,
Man weiß, daß er von Naſſau iſt.

Nicht ſelten iſt's ein Offizier,
Der's immer ſchon ſo trieb,
Und früher ſchon beim Schoppen Bier
Die Zeche ſchuldig blieb.
Und wer ihn kennt, ihn nie vergißt,
Man weiß, daß er von Naſſau iſt.

Auch kommt es gar nicht ſelten vor,
Wenn's auch durchaus nicht recht,
Daß manch verſumpfter Profeſſor
Auf andrer Koſten zecht.
Und wer ihn kennt, ihn nie vergißt,
Man weiß, daß er von Naſſau iſt.

Beim Vater Klaus im „Weißen Roß“
Sitzt mancher reſigniert,

Der warten muß, bis einer kommt,
Den's Zahlen nicht geniert.
Und wer ihn kennt, ihn nie vergißt,
Man weiß, daß er von Naſſau iſt.

Im „Weißen Roß", da iſt es fein,
Wenn man ſich nicht geniert,
Und wacker zahlt, doch läßt man's ſein,
Wird man vom Pack ſchimpfiert.
Und wer ſie kennt, ſie gern vergißt,
Weil's Lumpenvolk von Naſſau iſt.

Wie ſchade!

Wie ſchade, daß die Sommerszeit
So ſchnell dahingeflogen,
Denn nun hat auch die Weiblichkeit
Sich wieder angezogen.
Die kurzen Ärmel, ſchleierdünn,
Die ſie koquett getragen,
Sind fort. Am Halſe bis zum Kinn
Iſt wiederum ein Kragen.

Das Mieder ſchließt ſich enger an,
Es iſt nicht mehr aus Seide,
Es iſt für jeden rechten Mann
Vorbei die Augenweide.

Glaubt ihr, daß auch die Damenwelt
Bedauerlich dies fände?
O ja! Sie weiß, wem sie gefällt.
Und das spricht ganze Bände.

Der Biergeist.

Im Schaume, das dem Glas entquoll
Lugt' mich ein Kobold an,
Taucht' auf und ab und foppte mich
Gleichwie ein Hampelmann.

„Ich bin der Biergeist!" dumpf und hohl
Die Stimme ich vernahm.
Es schien mir, als ob's in der Tat
Aus Geistermunde kam.

„Beim zwölften Glas erscheine ich,
Und fordre den Tribut,
Dann fopp' ich dich und quäle dich,
Drum sei auf deiner Hut!"

Da setzte ich den Schoppen an,
Von Zecherzorn durchzuckt,
Und hab' den frechen Geisterprotz
Mitsamt dem Bier verschluckt.

„Jetzt foppst du mich gewiß nicht mehr!"
Ich sagt's im Zorne laut.

„Du wirst in meinem Magen nun
Wie ein Stück Wurst verdaut!“

Da fing in meinem Kopfe an
Ein Summen und Getos,
Es kam mir grade vor, als wär'
Dort eine Schraube los.

Verhängnis! Mit des Geistes Schwung
Floh er des Magens Grund,
Es tobte, schrie und lärmte nun
Im Kopf der Vagabund.

Er nahm das Haupt vollständig ein,
Und was ich sagt' und tat
War meistens Unsinn, und geschah
Allein auf seinem Rat

Drum allen Zechern dies zur Lehr':
Lest alle dies Gedicht
Und überspringt das zwölfte Glas,
's dreizehnte schadet nicht.

Interessant etcetera.

Zuerst schien sie mir int'ressant,
So jugendlich und adrett,
Dabei so fein und elegant —
Wahrhaftig, dacht' ich, die ist nett.

Doch als in ihrer Augenſtrahl
Mein Blick ſich wie gebannt verlor,
Glaubt's mir, da kam ſie auf einmal
Mir auch ganz wunderlieblich vor.

O holde, herzig liebe Maid,
So ſchön wie du es keine gibt!
Und bald war ich zu meinem Leid
Hals über Kopf in ſie verliebt.

Nun, da ihr Zauber mich gebannt,
Gab's keine einz'ge, die ihr glich,
Und ſie, die erſt nur int'reſſant,
Die war ein Engel nun für mich.

So mauſert ſich die Seele oft
Auf Amors alter Liebesſpur,
Bis, die ein Engel, unverhofft
Am Ende war Xantippe nur.

Sprüche.

Das, was da ſchön iſt, zu begaffen
Und zu verſtehn, iſt, mit Vergunſt,
Nicht ſchwer. Doch's Schöne ſelber ſchaffen,
Das, lieber Freund, ja, das iſt Kunſt.

An einen Heuchler.

Die Kunſt, zu ſein, was man nicht iſt,
Bringſt du, mein Freund, ſehr wohl zuwege.
Ich ſeh' dich an und überlege,
Ob du mehr Künſtler oder Heuchler biſt.

Wer nicht aus ganzer Seele haſſen kann,
Der iſt kein ganzer Menſch, der iſt kein Mann.
Des Daſeins Zweckgeſetz bekundet ſich in Trieben, —
Nur wer recht haſſen kann, kann auch recht lieben.

Parodieen.

Der Wandrer in der Sägemühle.

Dort drüben in der Schenke
Saß ich in müß'ger Ruh,
Und hörte dem Gezänke,
Und ſah dem Trinken zu.

Sah zu, mir war zum Sterben —
Wie floß der goldne Wein!
Der brannte das Verderben
In manch Gehirn hinein.

Der Wein, der war wie lebend,
Er ſah mich feurig an,
Und wie dem Glas entſchwebend
Sprach dies zu mir er dann:

Du kehrſt zur rechten Stunde
Hier ein, komm her zu mir!
Ich gebe ſel'ge Kunde
Von neuem Leben dir.

Ich ließ ein Glas mir geben,
Da kam mir Kraft und Mut,
Und wirklich neues Leben
Das kreiſte mir durchs Blut.

Und noch zwei goß ich drüber,
Da war mir wie im Traum,
Ich hielt mich, — war's ein Stieber? —
Auf meinen Beinen kaum.

„Ein Glas noch mit euch allen,
Vom Lebenselixir!"
Dann fing ich an zu lallen,
Und dann war's aus mit mir.

Die letzte Roſe.

Letzter Nickel, wie ſteckſt du
So einſam da drin,
Deine anderen Brüder
Sind längſt ſchon dahin.

Kein Dollar mehr ſchimmert
In ſilberner Zier,
Auch nicht mal ein halber
Klirrt mehr neben dir.

Warum blinkſt du ſo traurig
In der Taſche allein?
Sollſt gleich mit den Brüdern
Vereinigt nun ſein.

Ich nehm' dich, o Nickel,
Aus der Taſche heraus,
Und geb' in der Kneipe
Wie die andern dich aus.

Alte Sprüchwörter in moderner Anwendung.

„Lügen haben kurze Beine,"
Manche aber brauchen keine,
Manche ſind beſchwingt und ſchweben
Weithin über Zeit und Leben.

„Mit dem Hute in der Hand
Kommt man durch das ganze Land!"
Aber durch die ganze Welt
Kommt, wer dreiſt ihn aufbehält.

„Ehrlich währt am längſten"
Iſt ein alter Spruch,
Wer ihm folgt, der naget
Stets am Hungertuch.